

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 8 (2018), 1

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2018

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jahrbuecher@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.jgo-online.de>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

Leipziger Zugänge zur rechtlichen, politischen und kulturellen Verflechtungsgeschichte Ostmitteleuropas. Hrsg. von Dietmar Müller und Adamantios Skordos. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015. 338 S. ISBN: 978-3-86583-914-5.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1064766528/04>

Die verflechtungshistorische Perspektive auf das multiethnisch und multikulturell geprägte östliche Europa ist in den vergangenen Jahren nicht zuletzt institutionell durch das Leipziger Leibniz-Institut für Kultur und Geschichte des östlichen Europa (GWZO) und persönlich durch das Engagement von Stefan Troebst vorangetrieben worden. Dieses Verdienst für die historische Forschung möchte der anzuzeigende Band hervorheben, und so ist er als eine Würdigung des Werkes und Einflusses von Troebst auf die historische Forschung zum östlichen Europa und – wenn dieses auch nicht explizit so formuliert wird – letztlich als Festschrift für ihn zu verstehen. Ziel des Bandes ist es daher, das thematische Spektrum dieser Zugänge zur Geschichte des östlichen Europa, die durch den Dialog mit Stefan Troebst geprägt worden sind, aufzuzeigen. Daher erscheint nur auf den ersten Blick der Band als wenig kohärent. Darüber hinaus ist es explizites Ziel der Herausgeber, den Leipziger Studierenden diese verflechtungshistorische Perspektive zu eröffnen (S. 8). Die insgesamt neunzehn Beiträge des Bandes, der mit einer Auswahlbibliografie der Schriften Stefan Troebsts abgeschlossen wird, widmen sich in vier Sektionen diesen Zugängen. Alle Autoren und Autorinnen wiederum haben, so betonen es die Herausgeber, einen persönlichen Bezug zu den Leipziger wissenschaftlichen Institutionen, die für die Entwicklung von transnationalen und verflechtungshistorischen Ansätzen bedeutend sind.

Zunächst wird die Völkerrechtsrechtsgeschichte, die in einem GWZO-Forschungsprojekt zum Einfluss des osteuropäischen Konfliktgeschehens auf die Entwicklung des modernen Völkerrechts im 19. und 20. Jahrhundert genauer analysiert wird, in fünf Beiträgen hinsichtlich ihrer Verflechtungen diskutiert. CLAUDIA KRAFT führt mit ihrem Beitrag in die Prägestkraft der ostmitteleuropäischen, insbesondere der polnischen Rechtswissenschaft für die Entwicklung des modernen Völkerrechtes ein und nimmt zugleich die Rückwirkungen des internationalen Rechts auf das innerpolnische Strafrecht der Zwischenkriegszeit in den Blick. DIETMAR MÜLLER führt die-

ses Anliegen mit einem prosopographischen Ansatz fort, indem er Vespasian Pallas und Rafal Lemkins Einfluss auf die Entwicklung des Völkerstrafrechtes erörtert. Die Bewertung sexualisierter Gewaltverbrechen im Völkerrecht wurde durch die Kriegsverbrechen im ehemaligen Jugoslawien erheblich beeinflusst, wie ADAMANTIOS SKORDOS anschließend zeigt. Der folgende Beitrag von CINDY DAASE nimmt die Bedeutung von Mediatoren in Friedens- und Rechtssetzungsprozessen anhand von Richard Holbrookes und Martti Ahtisaaris Einsatz in den Blick, während ARNO TRÜLTZSCH schließlich die sowjetische und die jugoslawische Interpretation des Völkerrechtsverständnisses im Sozialismus analysiert.

Der folgende, fünf Beiträge umfassende Teil widmet sich der *Transnationalen Verflechtungsgeschichte*. Zunächst diskutiert MATTHIAS MIDELL am Beispiel des Jahres 1989 die Frage, was ein „globaler Moment“ sei. Damit stellt er die „Exklusivität“ (S. 10) des Fokus auf das östliche Europa bei der Auflösung der bipolaren Weltordnung 1989 in Frage und plädiert für eine globalgeschichtliche Perspektivierung. Daran anschließend arbeitet FRANK HADLER die Entwicklung der Visegrad-Gruppe als (vorerst) letzten Baustein einer regional-transnationalen Kooperationsgeschichte heraus. Da die akademischen Berufe zahlreichem Austausch, Wettbewerb, aber auch Verflechtungen und Transfers unterliegen, zeichnet HANNES SIEGRIST die Entwicklung dieses Berufsfeldes im Sozialismus nach und zeigt, dass trotz Kritik und Distanzierungen zwischen östlichen und westlichen Kollegen und Kolleginnen sich die akademischen Professionen im östlichen Europa zwischen 1945 und 1989 doch im Rahmen eines „langfristigen europäischen Entwicklungspfad“ (S. 148) bewegten, was darauf verweist, dass er die Dynamik seiner Entwicklung vor allem im westlichen Europa erkennt. KATJA NAUMANN erläutert anschließend die ideologischen Probleme, die in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine von der UNESCO initiierte, vom eurozentrischen Fokus losgelöste Weltgeschichte aufwarf, und verweist so auf ein für die Weltgeschichtsschreibung wichtiges Moment, in dem über die Verhandlung von Eurozentrismus und Universalismus der Weg zur modernen Globalgeschichtsschreibung beschritten wurde. ANAHID BABAYAN wiederum diskutiert am Beispiel Armeniens die Herausforderungen und Defizite bei der Förderung von Demokratisierung durch europäische Institutionen wie die OSZE und EU, die insbesondere in dem normative „one-size-fits-all“-Verständnis von demokratischer Entwicklung zu finden seien.

Die nächste Sektion widmet sich in sechs Beiträgen den Verflechtungen und Interdependenz von Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. MARTINA BALEVA diskutiert mit dem in Leipzig prominent vertretenen Ansatz der *visual history* die historiographischen und bildgeschichtlichen Aspekte des nationalen Helden in der Fotografie und verweist auf den Einfluss der politischen Porträtfotografie auf das Geschichtsbewusstsein. Daran anschließend arbeitet JENNY ALWART die Rolle des Eurovision Song Contests als „Palimpsest historischer Mesoregionen“ für die Verhandlung von regionalkulturellen Gemeinschaftsbildungen im östlichen Europa heraus. KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ vergleicht das historische Gedächtnis im städtischen Raum der beiden Partnerstädte Wrocław/Breslau und Dresden, in dem sich die „Mäander“ (S. 231) des 20. Jahrhunderts besonders deutlich zeigten, und folgert daraus, dass nach wie vor diese Erinnerungsarbeit eine ständige Aufgabe darstellt, auch wenn die freundschaftliche Annäherung beider Städte zu den Erfolgsgeschichten seit 1989 zu zählen sei. LARS KARL thematisiert daran anschließend die erinnerungskulturellen Narrative und Gegennarrative im Spannungsfeld der imperialen Peripherie am Beispiel des mit einem Totenkult verehrten legendären Führers der islamischen Bergvölker Imam Šamil' (1797–1871) im späten Zarenreich, der Sowjetunion und der Republik Tschetschenien gleichermaßen. Dass gerade die Nationalitäten an der russländischen resp. sowjetischen Peripherie versuchten, historische Wurzeln außerhalb der Sowjetunion und möglichst jenseits der russischen bzw. russländischen Geschichte zu finden, wird neben dem Bezug auf Šamil' auch am Beispiel des als Gründungsmythos fungierenden Bezugs auf die Hauptstadt der armenischen Bagratuni-Dynastie Ani deutlich, den BÁLINT KOVÁCS untersucht. SABINE STACH fokussiert die Bruchzone zwischen Viktimisierung und Heroisierung am Beispiel von Jan Palach, der sich Anfang 1969 aus Protest gegen die Intervention des Warschauer Paktes gegen den Prager

Frühling selbst verbrannte. Palach sei nicht nur ein tschechischer, sondern wegen seines Einsatzes gegen Gewaltherrschaft und Unterdrückung auch zu einem universellen und transnationalen Heros stilisiert worden.

Die drei Aufsätze der abschließenden Sektion widmen sich dem konflikthaften Verhältnis von Mehrheiten zu Minderheiten in ethno-politischen und sozioökonomischen Kontexten. Zunächst zeigt CHRIS HANN anhand verschiedener Beispiele aus Ostmitteleuropa, China und der Türkei Konsequenzen von nationalstaatlicher Politik gegenüber Mehrsprachigkeit auf und erörtert die Folgen von ethnischen Säuberungen für die Betroffenen. Die sowjetische und russische Politik gegenüber den Tscherkessen stellt MARIETA KUMPILOVA einander gegenüber, um Kontinuitäten und Diskontinuitäten herauszupräparieren. Die Sektion abschließend, diskutiert JAN ZOFKA am Beispiel von Betriebs- und Fabrikdirektoren in Westbosnien die ökonomischen Beweggründe für die postsozialistischen Separatismen. Gerade diese drei Beiträge verdeutlichen, dass eine zeitgenössische und transnationale Perspektivierung für das Verständnis gegenwärtiger Minderheitenprobleme und ihrer politischen Akteure höchst sinnvoll ist.

Die vier Sektionen benennen zahlreiche thematische und methodisch-konzeptionelle Impulse für die historischen Forschungen zum östlichen Europa, die unter dem Einfluss von Stefan Troebst am Wissenschaftsstandort Leipzig in den letzten Jahren entstanden sind. Unter dieser Perspektive scheint es durchaus gerechtfertigt, derartig diverse, im Einzelnen aber sehr interessante Beiträge in einem Band zusammenzufügen. Kritisch angemerkt soll schließlich werden, dass die räumliche Fokussierung weit über den im Titel des Bandes gesteckten geografischen Rahmen Ostmitteleuropas auf das gesamte östliche Europa hinausweist, so dass eine klarere Titelformulierung sicherlich andere Erwartungshaltungen des Lesepublikums produzieren würde.

Heidi Hein-Kircher, Marburg/Lahn

RENSSELEAR LEE / ARTYOM LUKIN: Russia's Far East. New Dynamics in Asia Pacific and Beyond. Boulder, CO, London: Lynne Rienner Publishers, 2016. XI, 275 S., 9 Tab., 3 Abb. ISBN: 978-1-6263-7389-1.

Der russische Ferne Osten, der im Zuge von Putins Stärkung der Machtvertikale im Jahr 2000 zu einem Föderationskreis zusammengefasst worden ist, war bislang mit wenigen Ausnahmen ein blinder Fleck

der Forschung. Rensselaer Lee und Artyom Lukin zeigen in ihrer facettenreichen Studie, dass der Region im Zusammenhang mit der außenpolitischen Kehrtwende Russlands in Richtung Asien seit der Jahrtausendwende immer mehr Bedeutung in der russischen Politik beigemessen wird. Die Studie ist das Ergebnis eines russisch-amerikanischen Gemeinschaftsprojektes. Lee, leitender Wissenschaftler des Foreign Policy Institute (FPI) in Washington, und Lukin, stellvertretender Forschungsdirektor an der

Hochschule für regionale und internationale Studien der Fernöstlichen Universität in Vladivostok, arbeiten mit ihrem neuen Buch die geopolitische Bedeutung des Fernen Ostens heraus, die vor dem Hintergrund der wachsenden Rolle Chinas in Asien und der russisch-chinesischen Annäherung weiter zugenommen hat.

Der Ferne Osten wird als eine Region mit spezifischen soziokulturellen, politischen, ökonomischen und demographischen Eigenschaften und damit in ihrer gesamten Komplexität betrachtet. Ergänzt wird die Studie durch statistische Tabellen und Karten, worin gleichzeitig eine Stärke der Untersuchung liegt. Der russische Ferne Osten ist der größte der acht Förderationskreise Russlands und nimmt 36 Prozent des Territoriums des Landes ein. Er verfügt über wertvolle Bodenschätze, große Flächen an Ackerland, reine Wasservorräte und biologische Ressourcen. Seine geographische Lage am Nordpazifik und am Nordpolarmeer lässt ihn zu einem Schauplatz konkurrierender Interessen zwischen Russland, China und den USA werden. Zugleich ist die Region mit nur 6,2 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern einer der am dünnsten besiedelten Förderationskreise, dessen ökonomische Entwicklung durch die mit der Auflösung der Sowjetunion in Gang gekommene Abwanderung und die infrastrukturelle Rückständigkeit erschwert wird. Während die Heterogenität des Fernen Ostens bei Lee und Lukin sehr deutlich wird, kommen in ihrer Darstellung die Verbindungen innerhalb der Region etwas zu kurz. Im Fokus der Studie stehen die Beziehungen zwischen Moskau und der Region sowie die transnationalen Beziehungen im asiatisch-pazifischen Raum.

Nach der allgemeinen Einführung zum russischen Fernen Osten geben die Autoren einen Einblick in dessen Geschichte. Auf eine Darstellung der russischen Ostexpansion seit dem 16. Jahrhundert folgt ein Überblick über die Festigung der russischen Präsenz im 19. Jahrhundert.

Seit dem Beginn der Kolonisation wurde die Region vom Zentrum des Landes einerseits als Rohstofflieferant, andererseits als ein Vorposten für die Legitimierung und Durchsetzung russischer Interessen in Asien betrachtet. Die Zäsuren der sowjetischen Geschichte – der Bürgerkrieg und der Zweite Weltkrieg – werden in den darauffolgenden Abschnitten behandelt. Die Autoren gehen hier hauptsächlich auf die transnationale Bedeutung der Region ein und verfolgen die Integrations- und Desintegrationsmomente innerhalb des asiatisch-pazifischen Raums. Isolation oder gar Konfrontation des Fernen Ostens mit den benachbarten Ländern alternierten mit Ko-

operationsbestrebungen, als etwa die sowjetische Regierung Investitionen vor allem aus den USA und Japan einwerben wollte. Es folgt eine Analyse des wirtschaftlichen Zusammenbruchs der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die von Arbeitslosigkeit, Schattenwirtschaft, organisierter Kriminalität und dem weitgehenden Kollaps der regionalen Infrastrukturen geprägt waren. Eine Stabilisierung konnte erst seit der Jahrtausendwende vor dem Hintergrund eines rasanten Wirtschaftswachstums und eines intensivierten Handels mit den asiatischen Ländern erreicht werden. Hatte Moskau in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Fernen Osten vernachlässigt, veränderte sich die Situation in der Ära Putin. Die Wende Russlands nach Osten führte zu massiven staatlichen Subventionen zur Entwicklung des Förderationskreises. Die Spannungen zwischen dem Westen und Russland vor dem Hintergrund der Ukraine-Krise waren ein zusätzlicher Faktor in der Verlagerung außenpolitischer Prioritäten Russlands auf den asiatisch-pazifischen Raum.

Seitdem spielt der russische Ferne Osten eine besondere Rolle in den internationalen Beziehungen zwischen Russland und den asiatischen Ländern, insbesondere im Verhältnis zu China. Dabei verfolgen die Autoren die sich wandelnde Wahrnehmung Chinas in Russland. Diese führte in der postsowjetischen Zeit zunächst zu einer Stabilisierung der Beziehungen, die schließlich in einer im Freundschaftsvertrag von 2001 festgeschriebenen Partnerschaft mündete. Wenn sich die russisch-chinesische Kooperation bis 2014 hauptsächlich auf den Handel in Grenzgebieten beschränkte und die zentrale Regierung Chinas dem russischen Fernen Osten nur wenig Aufmerksamkeit widmete, ändert sich allmählich die Wahrnehmung der Region auch in Beijing, das den Zugang zu den Rohstoffquellen absichern will. Die Analyse der Wirtschaftssituation in China und Russland sowie ihrer Entwicklungstendenz seit 2009 bietet einen Einblick in die möglichen Sphären russisch-chinesischer Kooperation (Öl, Gas, Kohle, Elektrizität etc.).

Darüber hinaus gehen die Autoren auf die ‚symbiotischen Beziehungen‘ zwischen dem russischen Fernen Osten und den chinesischen Grenzregionen Heilongjiang, Jilin und Liaoning ein. Lee und Lukin legen dar, dass die komplementäre Wirtschaftsstruktur beider Länder eine gute Grundlage für die Entwicklung gemeinsamer Projekte im ressourcenreichen russischen Fernen Osten bildet. Behindert werde diese allerdings durch die noch immer misstrauische Politik Moskaus gegenüber der ökonomischen Expansion Chinas, die infrastrukturelle Rückständig-

keit, die klimatischen Bedingungen und die katastrophale demographische Situation der Region.

Auch den russisch-amerikanischen Beziehungen im Fernen Osten ist ein Kapitel gewidmet. Die mehr als zweihundertjährige Geschichte der Interaktionen zwischen Amerika und Russland ist durch Kooperation, Konkurrenz und Konflikte gekennzeichnet. In der postsowjetischen Zeit bezogen die USA eine indifferente Haltung zu den Ambitionen Moskaus in Asien, was Lee und Lukin als politischen Fehler bezeichnen. So wenden sich die Autoren in einem Abschnitt mit konkreten Empfehlungen an amerikanische Politiker und werben für eine stärkere und vielfältigere Kooperation mit Russland. China sei der Hauptgegner der USA und die russisch-amerikanische Zusammenarbeit könne ein Gegengewicht zu dem wachsenden Einfluss Chinas in Asien darstellen. Diese mit Freund-Feind-Kategorien operieren-

den Ausführungen wirken in einer wissenschaftlichen Studie etwas fehl am Platz.

Ungeachtet dieses Ausflugs in die geopolitische Politikberatung ist in diesem Buch auf informative Weise das Wissen über den Fernen Osten synthetisiert. Es wäre allerdings interessant, auch von den Verbindungen zwischen den einzelnen Gebieten im Fernen Osten zu erfahren, die im Buch keine Beachtung gefunden haben. Neben der Verknüpfung von historischen, politischen, ökonomischen und identitätsspezifischen Informationen liegt der Erkenntnisgewinn der Studie in der Betrachtung der Region im Kontext der transnationalen Beziehungen im asiatisch-pazifischen Raum. Die Publikation ist für alle interessant, die sich einen Überblick über das Gebiet, insbesondere im Kontext der russisch-chinesischen Interaktionen verschaffen wollen.

Marina Klyshko, München

Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy – The Earliest States of Eastern Europe. 2014 god: Drevnjaja Rus' i srednevekovaja Evropa. Voznikovenie gosudarstv – 2014: Old Rus' and Medieval Europe. The Origin of States. Otv. red. T. N. Džakson. Moskva: Russkij fond Sodejstvija Obrazovaniju i Nauke, 2016. 623 S. ISBN: 978-5-91244-147-9.

Inhaltsverzeichnis:

http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?func=service&doc_library=BVB01&local_base=BVB01&doc_number=029108549&sequence=000003&line_number=0001&func_code=DB_RECORDS&service_type=MEDIA

Der Band des renommierten Jahrbuchs ist der Frage der Entstehung und Herausbildung der frühen Staaten in Europa gewidmet. Er basiert hauptsächlich auf den Vorträgen einer Tagung am Institut für Allgemeine Geschichte der Russländischen Akademie der Wissenschaften, die 2012 in Moskau stattfand. Die Autoren der auf Russisch, Englisch und Deutsch verfassten Aufsätze präsentieren Forschungsergebnisse nicht nur aus Russland, sondern auch aus der Ukraine, Bulgarien, Großbritannien, Deutschland, Estland, Polen und Norwegen. Zusätzlich befindet sich im Band die russische Übersetzung eines Kapitels aus der Publikation des niederländischen Sozialanthropologen HENRI J. M. CLAESSEN *The Early State* (1978). Dieses übersetzte Kapitel wird ergänzt durch eine von NIKOLAI N. KRADIN verfasste Zusammenfassung des heutigen

relevanten Forschungsstandes.

Ein Block der Beiträge thematisiert die Staatsentstehung besonders in Skandinavien und im angelsächsischen Bereich sowie in Bulgarien. Er ist als Vergleichsmaterial zum Hauptteil des Buches zu betrachten, der der frühen Geschichte der Ostslaven gewidmet ist. PETR P. TOLOČKO verteidigt die These von der eigenständigen Herausbildung der ostslavischen Staatlichkeit vor der Invasion der Waräger und verwirft die in der letzten Zeit von einigen russländischen Wissenschaftlern vorgestellte Hypothese, der zufolge nicht Kiew, sondern Novgorod oder Staraja Ladoga als erste Hauptstadt der Alten Rus' gelten könne. MARIKA MÄGI behandelt in einem interessanten, aber diskussionsbedürftigen Aufsatz die Rolle der ostseefinnischen Völker in der Entstehungsgeschichte der Kiewer Rus'. Sie identifiziert das altrussische Ethnonym *čud'* mit den damaligen Einwohnern des estnischen Binnenlandes. Während die Einwohner des Küstengebietes und der estnischen Inseln sehr eng mit Skandinavien verbunden gewesen seien, hätten die Tschuden im 9.–10. Jahrhundert unter der Oberherrschaft von Gardariki gestanden. Um das Jahr 1000, als sich die Kommunikationsmuster der Region veränderten und der skandinavische Einfluss in der Rus' zurückging, traten die Tschuden in den Quellen nicht mehr als Bundesgenossen, sondern als Feinde der Rus' in Erscheinung.

Laut NATAL'JA V. ENISOVA und TAMARA A. PUŠKINA war Gnezdovo bei Smolensk keine Siedlung der Kaufleute oder Krieger, sondern eine von Bauern und Handwerker dominierte Niederlassung, die dennoch umfangreiche Handelsbeziehungen auf-

wies, besonders mit dem Orient, aber auch direkte Kontakte mit Byzanz besaß. Der Untergang von Gnezdovo um 1000 stand mit der Knappheit des östlichen Silbers und der zunehmenden Vormachtstellung Kiews in Zusammenhang. ANTON A. GORSKIJ behauptet, dass im Laufe des 10. Jahrhunderts in den lokalen Zentren der Rus' die *posadniki* von den Kiewer Fürsten eingesetzt worden seien, dass also schon damals eine staatliche Administration vorhanden gewesen sei. BORIS N. FLORJA typologisiert die Phasen der Entstehung der Staatlichkeit in Pommern im 12. Jahrhundert. Sein Ergebnis ist, dass sie mit einer gewissen Verzögerung der Entwicklung im slavisches Ost- und Mitteleuropa entspricht und die pommerschen Quellen also als Vergleichsmaterial für die Erforschung der Entstehung der slavischen Staaten in den früheren Perioden retrospektiv verwendbar sind.

JONATHAN SHEPARD weist auf die Analogien in der Chronistik des 11. und 12. Jahrhunderts in der Rus', in Byzanz und in England hin. Auch in den Werken, die die weltliche Macht legitimieren sollten, üben die klerikalen Autoren gelegentlich Kritik an den Herrschern. IAN WOOD fasst die Tätigkeit der katholischen Missionare der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Osteuropa zusammen. Betont werden die politischen Intentionen der Ottonen und der polnischen Fürsten in Zusammenhang mit der Mission und die unterschiedlichen Möglichkeiten der zum Martyrium bereiten Geistlichen, sich in einer fremden Gesellschaft zu behaupten. Nach ANDRZEJ POPPE gab es aber keine besondere ottonische Ostpolitik, die die Kiewer Rus' im Blickfeld gehabt hätte.

The Teutonic Order in Prussia and Livonia. The Political and Ecclesiastical Structures, 13th–16th Century. Ed. by Roman Czaja / Andrej Radziwiński. Toruń, Wien: Böhlau, 2015. 423 S., 52 Abb., 4 Ktn. ISBN: 978-3-412-50517-2.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1103685376/04>

Die englischsprachige Literatur zum preußischen und livländischen Mittelalter ist immer noch nicht besonders umfangreich. Die traditionelle internationale Wissenschaftssprache ist in diesem Bereich Deutsch geblieben; englischsprachige Publikationen sind erst im 21. Jahrhundert in größerer Zahl aufgetaucht. Man kann bedauern, dass durch diese „Verenglischung“ die Welt an Vielfältigkeit und kulturellem Reichtum verliert, aber in der Tat herrschen in

te. Sie wird auch nicht von den Kontakten der Kaiser mit der Fürstin Ol'ga bewiesen. Poppe erläutert auch die Umstände, unter welchen zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Moskau die Quellen zur angeblichen päpstlichen Gesandtschaften des 10. Jahrhunderts nach Kiew fabriziert wurden. Im wohl innovativsten Beitrag des Bandes erläutert ALEKSANDR E. MUSIN die Umstände der Heirat zwischen König Heinrich I. von Frankreich und Anna, der Tochter des Großfürsten Jaroslav von Kiew 1051. Der Verfasser verneint weitreichende geopolitischen Pläne hinter dieser Eheschließung. Es ging nicht um eine altrussisch-französische Allianz, sondern um eine Kooperation zwischen Heinrich I. von Frankreich und König Harald III. von Norwegen, der mit Elisabeth, der Schwester Annas, verheiratet war, wobei die Kooperation gegen die Normandie sowie gegen Flandern und England gerichtet war. Zusätzlich behandeln NIKOLAJ A. ALEKSEENKO und VALERIJ E. NAUMENKO die byzantinische Administration im Schwarzmeerraum im 8.–12. Jahrhundert.

Erwähnenswert ist weiter die Bibliographie der wissenschaftlichen Publikationen der Mitarbeiter des Zentrums *Das östliche Europa in der antiken und mittelalterlichen Welt* des Instituts für Allgemeine Geschichte aus den Jahren 2006–2014. Insgesamt findet man im Jahrbuch sowohl einen zusammenfassenden Überblick über die aktuelle west- und südeuropäische Forschung, die vor allem für den russischen Leser bestimmt ist, als auch Forschungsansätze von unterschiedlicher Originalität.

Anti Selart, Tartu

der relevanten „nicht-deutschen“ Forschung über die Geschichte dieser Länder und besonders des Deutschen Ordens oft auch unter den professionellen Mediävisten ganz sonderbare Vorstellungen. Sie sind nur mit professionellen englischen Publikationen zu bekämpfen.

Gerade diese Aufgabe will das rezensierte Buch erfüllen. Es ist zuerst als Nachschlagewerk konzipiert, das erste Informationen über die Geschichte, Verwaltung und internen Strukturen des Ordensstaates vermitteln soll. Es werden neben den preußischen auch die livländischen Bistümer und Städte thematisiert, die – und dies gilt insbesondere für die Bistümer – hier bestimmt nicht zum Ordensstaat zu rechnen ist. Daher könnte das Buch auch die inhaltlich falsche, aber weit verbreitete Vorstellung unterstützen, das mittelalterliche Livland und der Deutsche Orden seien gleichzusetzen. Für die Vermark-

tung des Buches ist aber die Erwähnung des Ordens im Titel wohl wirklich erfolgversprechender als manche Alternative.

Der Band geht auf die polnischen Originaltexte zurück, die 2000–2013 veröffentlicht wurden. Unter den Autoren befinden sich neben den Herausgebern noch MARIAN ARSZYŃSKI, MARIAN BISKUP (1922–2012), ZENON HUBERT NOWAK (1934–1999) und JANUSZ TANDECKI. Die deutschen Mitarbeiter BERNHART JÄHNIG und KLAUS MILITZER haben die Listen der Ordensbeamten zusammengestellt, die neben der Liste der Bischöfe und bischöflichen Vögte den dritten Teil der Publikation bilden.

Die zwei ersten Teile des Bandes – *Preußen* und *Livland* – liegen inhaltlich jedoch nicht ganz auf gleichem Niveau. Die Verfasser der Haupttexte sind alle in erster Linie hervorragende Spezialisten für die Geschichte des preußischen Gebiets. Obwohl die Bibliographien zu den „livländischen“ Beiträgen auch mit einigen jüngeren Publikationen ergänzt worden sind, spiegeln die entsprechenden Textabschnitte doch vorwiegend den Forschungsstand der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wider. Dies zeigt sich vor allem in den Bereichen, in denen die jüngere Forschung in besonderem Maße neue Ergebnisse vorgelegt hat, also z. B. in Bezug auf die Geschichte der livländischen Städte, die Spätzeit des livländischen Deutschen Ordens und – in ganz herausragender Weise – die Geschichte der livländischen Befestigungsarchitektur.

Das Ergebnis sind Ungenauigkeiten und sogar Fehler, die allerdings mehrheitlich nicht von den Verfassern stammen, sondern auf die Übersetzer zurückgehen. Wie oben schon angedeutet, ist ein entsprechender englischer Fachwortschatz bisher nicht richtig etabliert und muss erst noch geschaffen werden. Die Autoren und Übersetzer haben dabei gewiss auch ihre *licentiam poeticam*. Jedoch sei hier angemerkt, dass zwar „Vogt“ statt des „bailiff“ wohl noch als eine Entscheidung der Übersetzer bzw. der Verfasser durchgehen kann, aber die Formulierung, die Ministerialen gehörten zur „aristocracy“, ist ganz sicher irreführend. Ebenso hatte der Deutsche Orden keine „monasteries“ (für: „convents“), und dementsprechend war das Ordensgebiet kein „monastic

territory“. Die Verfassung einer Stadt kann auch auf Englisch nicht einfach als „system“ bezeichnet werden. Auch wäre es zum Zwecke größerer Klarheit besser gewesen, zwischen „Livs“ (Liven) und „Livonians“ (Livländer) zu unterscheiden.

Ein solches Verzeichnis von Ungenauigkeiten könnte weiter und weiter fortgesetzt werden. Es seien hier nur wenige Beispiele vorgeführt: Das Große Schisma begann 1378, nicht 1342 (S. 133). Die ersten Zisterziensermissionare kamen bekanntlich nicht aus Schweden nach Livland (S. 170). Man kann kaum von einer direkten Unterstellung Livlands unter die Macht des Papstes im Jahr 1201 sprechen (S. 171). Die Livländische Aa (lettisch Gauja) wurde mit der Kurländischen (auch: Semgallischen) Aa (lettisch Lielupe) verwechselt (S. 173). Der deutsche Name der Sventāja war Heilige Aa (nicht Heilige Lielupe, S. 180). Bei den Bischöfen von Leal und Ösel handelte es sich um die kirchlichen Amtsträger zweier unterschiedlicher Diözesen (S. 174). Der Bau der Bischofsburg in Dorpat konnte kaum 1220 beginnen, weil Dorpat erst 1224 erobert und somit Teil der deutschen Herrschaftsbildung in Livland wurde (S. 207). Die Hypothese, es hätten in Reval im 12. Jahrhundert skandinavische und russische Handelshöfe existiert (S. 236), wurde inzwischen verworfen, weil sie weder von schriftlichen noch von archäologischen Quellen bestätigt wird. Der Dorpater Stadtplan ist nicht ganz richtig (S. 240). Dazu kommen noch recht zahlreiche (Tipp-)Fehler bei den Personen- und Ortsnamen sowie den in deutscher Sprache zitierten Ausdrücken, die besonders in der Bibliographie den Leser irreleiten können.

Insgesamt handelt es also um eine sehr begrüßenswerte Publikation, die eine bedeutende Lücke in der englischen Fachliteratur füllt. Besonders erfolgreich kann das Buch seine Rolle eines vertrauenswürdigen Nachschlagewerkes und Vermittlers der grundlegenden Erstinformationen für das preußische Gebiet erfüllen. Jedoch sollte ein Leser bei der Benutzung des Bandes darauf achten, dass die hier und da allzu wortwörtlichen Übersetzungen in Detailfragen Missverständnisse hervorrufen können.

Anti Selart, Tartu

Der „Ungläubige“ in der Rechts- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Ulrich Kronauer / Andreas Deutsch. Heidelberg: Winter, 2015. 490 S. = Akademie-Konferenzen, 20. ISBN: 978-3-8253-6532-5.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/107488373x/04>

Dieser Band vereinigt die Vorträge einer Tagung, welche die Forschungsstelle „Deutsches Rechtswörterbuch“ der Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Jahre 2011 veranstaltet hat. Sie ist der Frage nach Toleranz und Glaubensfreiheit im 18. Jahrhundert gewidmet, also nach dem Verhältnis der Christen zu den Angehörigen anderer Religionen wie Judentum und Islam sowie vor allem der Christen zu der neuen, provokanten Gruppe der Zweifler und Atheisten. Drei Beiträge behandeln die Missionierung des Baltikums.

MATI LAUR gibt eine Übersicht über *Die Herrnhuter Brüdergemeinde in Est- und Livland im 18. Jahrhunderts* und liefert damit eine kurze und prägnante Vorgeschichte des 1974 erschienenen, bekannten Standardwerks von Guntram Philipp über die Herrnhuter in diesen Ländern zur Zeit der Bauernbefreiung. „Ungläubige“ tauchen allerdings hier nicht auf, vielmehr handelt es sich um die erneute Missionierung der seit Jahrhunderten oberflächlich christianisierten bäuerlichen Bevölkerung durch eine auf intensive religiöse Erfahrung bedachte christliche Bewegung, die nicht von akademisch ausgebildeten Pfarrern, sondern von meist dem Handwerkerstand entstammenden deutschen Autodidakten getragen wurde. Diese „Zweitmissionierung“ war weit erfolgreicher als die erste. Die Herrnhuter lebten mitten unter den Esten und Letten und erlernten deren Sprache schneller und besser als die studierten Theologen. Das neue, intensivere Glaubensleben ging einher mit einem erstaunlichen Bildungsfortschritt. Die Bewegung erfasste auch viele Gutsbesitzerfamilien und deutsche Pastoren. Nach nur wenigen Jahren erfolgreichen Wirkens wurde die Bewegung 1743 von der Regierung verboten. Obwohl sie im Geheimen weiterbestand, erreichte sie nach ihrer Wiedergulassung im Jahre 1764 nicht mehr die Breite und Intensität ihrer Anfangsjahre. Mati Laur bescheinigt den Herrnhutern eine wichtige Rolle bei der Selbstverwirklichung und politischen Selbstfindung der Letten und Esten. Viele führende Persönlichkeiten der späteren nationalen Bewegung entstammten diesem Milieu. Vordringlich gesehen eine religiöse Erscheinung, muss man sie doch als einen politisch wirksamen Faktor

anerkennen, kaum weniger wichtig als das Wirken der kritischen Schriftsteller in der Zeit der Aufklärung.

Die beiden anderen Aufsätze beschäftigen sich mit einer der wichtigsten Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Livlands, der Chronik des Heinrich von Lettland. IVAR LEIMUS untersucht einen Kernbegriff der Chronik, die *iura* oder *leges christiani* bzw. *christianorum*, der in der deutschen und estnischen Literatur unterschiedlich interpretiert worden ist. Er bestätigt die schon 1740 von dem ersten Herausgeber der Chronik, dem Juristen und Historiker Johann Daniel Gruber in Hannover, vertretene Ansicht, dass es sich hier um einen Terminus handelte, der nicht nur die Rechte, sondern vor allem die Pflichten der christianisierten Heiden beschrieb und deren vertragliche Anerkennung eines neuen Rechtsstatus beinhaltete. Die politische Eingliederung der Unterworfenen war wichtiger als die religiöse. Sie verpflichtete die Getauften zu Steuerzahlung, Militärdienst und Bauarbeiten sowie zur Anerkennung des deutschen Gerichtswesens, beließ ihnen aber noch das Recht am eigenen Grundbesitz. Leimus stützt diese Interpretation mit zahlreichen überzeugenden Belegen.

Im zweiten dieser Beiträge mit dem Titel *Der Ungläubige, der Unglaubwürdige* beschäftigt sich JAN UNDUSK mit „der Begriffsbildung auf der Achse Glauben–Unglauben“. Die höherstehenden *fideles* (die Gläubigen) stehen den niederen *infideles* (den Ungläubigen) gegenüber; sie lebten in verschiedenen Welten, nicht nur hinsichtlich ihres Glaubens, sondern auch räumlich, politisch und juristisch. Undusk schließt hier eng an die Argumente von Leimus an; die Taufe ist ihm zufolge für den Chronisten nicht nur ein religiöser, sondern auch ein sozialer Akt. Der Getaufte wird glaubwürdig und damit juristisch Vertragsfähig. Für den Editor Johann Daniel Gruber und seine Zeitgenossen beschrieb Heinrichs Chronik einen zivilisatorischen Vorgang; sie sahen in ihr ein Dokument des Fortschritts der Menschheit, eine Bewertung, der auch August Ludwig Schlözer zustimmte. Insofern gehört diese Edition zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Sie bot aber nur wenig später auch die Grundlage für „die ideologische Kehre“ im aufklärerischen Geschichtsdenken, wonach die Christianisierung der Letten und Esten die verabscheuungswürdige, gewaltsame Unterjochung zweier edler Naturvölker gewesen ist. Undusk lässt hier die Phalanx der Kritiker aufmarschieren: Friebe, Jannau und Merkel (man könnte noch August von Kotzebue anführen, der 1808 in seiner *Preussischen Geschichte* die Schwertmission ebenfalls heftig verur-

teilte). Damit wurde, Undusk zufolge, die Missionsgeschichte der baltischen Völker ein „Problem der

Interpretation“; seitdem existiert die „prinzipielle Vieldeutigkeit vieler baltischer Geschichten“.

Otto-Heinrich Elias, Vaihingen/Enz

***Obshchestvennost' and Civic Agency in Late Imperial and Soviet Russia. Interface between State and Society.* Ed. by Yasuhiro Matsui. Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2015. XI, 234 S., 3 Tab. ISBN: 978-1-137-54722-4.**

The monograph is a product of a research project conducted by the Japanese Society for the Study of Russian History through two conferences in 2009 and 2010 and at latter workshops conducted in 2013. The scholars, all of whom the editor pointedly notes are studying and teaching in Japan, embarked on analyses of the contested, fluid, negotiated, and indigenous Russian term *obshchestvennost'* through a diachronic prism. The book is a collected set of nine essays covering a little more than one century from the mid-nineteenth century to the mid-twentieth century. As the editor notes, the goal of the monograph “is an attempt to reconsider the inextricable link between state and society in modern and contemporary Russia during a period of approximately 100 years [...] in a coherent manner, based on the concept of *obshchestvennost'*” (p. 6)

The authors of this collected series of articles primarily seek to understand the protean nature of *obshchestvennost'* and the various ways scholars have interpreted the term over the years, such as civil society, the intelligentsia, the public, etc. The authors all see these terms as either too broad (the public), too narrow (the intelligentsia), or simply inapt because of the influences of “the prolonged Tsarist autocracy and the particularities of modernisation in Russia”. (p. 7) The editor defines *obshchestvennost'* as “a social or public identity constructed through discursive and practical activities, and distinguished from the state, society in general and *narod*”. (p. 4) The authors of the essays use this or similar definitions as touchstones in their own analyses, but also demonstrate how there is no one definition precisely because the changing conditions in the late empire, the revolutionary years, and the Soviet era influenced the conceptualization of the term.

With these goals in mind, the authors, clearly profoundly influenced by the scholarship of Vadim Volkov, Joseph Bradley, and Alexei Yurchak, the last of whom participated in the discussions of the volume, analyze *obshchestvennost'* not through a simplistic binary understanding of state versus society or state

and society or ruler and ruled, as mentioned in the introduction and throughout the set of essays. They instead investigate this concept through the interface, i. e., cross-border components, of state and *obshchestvennost'*. They note that the Soviet era offered a paradoxical time in the state and society relationship, particularly from 1929 forward with the emergence of Stalin and Stalinism, with much more limited space for civic agency. Nevertheless, collaboration between the Stalinist state and *obshchestvennost'* occurred, even if in a circumscribed social space under the realities of Stalinism.

Effectively using archival materials and secondary literature, this outstanding collection of essays effectively illustrates how *obshchestvennost'* metamorphosed over the course of the following century. By the late Imperial period, according to YOSHIRO IKEDA's essay on the era of World War One, some Russian liberal proponents conceived of it as “an imagined and highly moralized community struggling for the idea of progress”, and “a surrogate for a public sphere”. (p. 62) The Bolshevik Revolution catalyzed the metamorphosis in new ways with the Communist conceptions of a *sovetskaia obshchestvennost'* that by definition privileged the working class and the leading position of the state under *gosudarstvennost'*. Over the next couple of decades, under the pall of Stalinism, agency remained, albeit under duress. Two of the essays, YASUHIRO MATSUI's analysis of community activities in Moscow in the 1930s and MIE NAKACHI's study of the Soviet medical profession, specifically address *obshchestvennost'* in the Stalinist era and demonstrate that it continued to exist, although not in direct opposition to the state but in cooperation with the state. Its advocates did not regard themselves as an opposition but in their interface with the state, considered civic agency in partnership with the state (p. 110), and under the conditions of the Great Patriotic War helped “to embolden Soviet specialists of women's medicine” to seek more control over women's medicine. (p. 134) The Thaw of the late 1950s and the early 1960s, during which the government sponsored more active civic agency, although with specific limits, manifested itself in the vigilante brigades and the comrades' courts, topics of the seventh and eighth chapters. Even here, the idea of co-operation was paramount as opposed to active opposition of the late Tsarist era.

This collection of essays provides an excellent starting point for further research on both conceptions of *obshestvennost'* and *obshestvennost'* as lived experience. There is little to criticize in this work. The editor acknowledges that the temporal limitations of the study that begins in the mid-nineteenth century and end in the 1960s is problematical, and that assessment is correct. This reviewer would have liked to have seen analyses of *obshestvennost'* and its continued evolution in the Gorbachev era and in the post-Soviet era. Nevertheless, this collection of essays successfully accomplished what it set out to do, offering insightful and comparative analyses of *ob-*

shchestvennost' as part of the lived experiences of Russian and Soviet history. It additionally presents new challenges and possibly offers novel ways to understand more perspicaciously, as the editor ends the book, how to comprehend “contemporary governmentality, or in other words, a proper arrangement of the triangle of state, market and society”. (p. 223) This collection of essays then is a useful addition to the literature not only on *obshestvennost'* but also on the role of agency even under the most oppressive governments.

Curtis Richardson, Chapel Hill, NC

VIKTOR I. BAJDIN: Kirša Danilov v Sibiri i na Urale. Istoriko-biografičeskie étyudy. Ekaterinburg: Izdat. Ural'skogo universiteta, 2015. 204 S., Abb. ISBN: 987-5-7996-1627-4.

Kirsha Danilov's *Collection of Ancient Russian Verses* (*Drevnie Rossijskie stikhotvoreniia, sobrannye Kirsheiu Danilovym*) is one of the earliest collections of Russian folksongs, comprising works of various genres, including heroic epics (*byliny*), historical songs, spiritual verses (*dukhovnye stikhi*) and comical ballads, all with musical annotations. A selection of songs from the extant manuscript was published in Moscow in 1804 by A. F. Iakubovich, and a fuller selection by K. F. Kalaidovich in 1818. Further editions followed in the 19th and 20th centuries; a full unexpurgated publication, including words and phrases previously deemed obscene, appeared only in the 21st century. The versions of the songs contained in the collection are generally considered to be of high quality, and their stylistic features suggest that they comprised the repertoire of a single performer.

The name Kirsha Danilov first appeared on the title page of the 1818 edition, with the editor's explanation that it had featured on the manuscript's first page, which was already missing at the time of the 1804 publication. Kalaidovich described Danilov as the composer (*sochinitel'*) or more probably the compiler (*sobiratel'*) of the verses; and he suggested that Kirsha was the same person as the “Kirila Danilovich” mentioned (as a drunkard) in one of the comic songs in the collection.

There has been much debate in the scholarly literature about the identity of Kirsha Danilov (some folklorists have doubted whether he ever existed at all as a real person) and about his exact role in the creation of the collection associated with him. Similar debates have surrounded the collection itself:

when and where was it produced? The extant manuscript has been dated (by its watermarks) to the 1780s, and it is generally believed to be a copy of the original. We know that in 1768 the Urals entrepreneur Prokofii Akinfievich Demidov sent the historian Gerhard Friedrich Müller (F. I. Miller) a copy of a historical song which is virtually identical to a song in the Danilov collection (the song about Ivan the Terrible and his son). In his accompanying letter, Demidov told Müller that he had obtained the song “from the Siberians, for that is where they send all the wise fools who sing past history aloud”. On the basis of this evidence, many scholars have assumed that the original manuscript of the entire collection already existed in 1768; and that it was created in Siberia by a *skomorokh* (popular entertainer) who had been exiled there for his subversive performances. The somewhat cryptic wording of Demidov's letter, however, does not altogether justify such firm conclusions.

In the book under review, V. I. Baidin of the Urals Federal University in Ekaterinburg attempts to identify Kirsha Danilov, to trace his life in Siberia and the Urals, and to determine where, when and by whom the original manuscript and its surviving copy were created. Following in the footsteps of previous researchers (A. A. Gorelov and I. M. Shakinko), Baidin has combed the archives in search of references to the elusive Danilov. In documentary records relating to the Urals, he has discovered a number of mentions of individuals with the first name Kirsha or Kirill (Kirila, Kirilo), whose patronymics, surnames and nicknames included not only Danilov (Danilovich), but also Bobosha (Boboshin), Toropov, Isakov and Nikitinykh. The author concludes that most of these references relate to the same individual, an illiterate master hammerer (*molotovoi master*) at the Demidov works at Nev'iansk and

Nizhnii Tagil, who was the singer of the songs in the Kirsha Danilov collection. However – and at this point the author’s argument somewhat stretches the reader’s credulity – the singer Kirsha Danilov had adopted the identity of another (deceased) Kirsha Danilov when he first came to the Urals as a fugitive from Siberian exile in the mid-1730s. Baidin suggests not only that the singer’s first name and patronymic (Kirsha Danilov) coincided with that of the dead man, but also that the singer’s real surname (Toropov) corresponded to the dead man’s nickname. By attributing to the singer the surname Toropov, Baidin is able to argue that he came from a family of Toropovs from Nizhnii Novgorod province, who were in their turn descended from a clan of *skomorokhi* from Beloozero. This family history, Baidin suggests, helps to explain some features of the repertoire in the Danilov collection.

Baidin recognises that there is no documentary evidence of Kirsha Danilov’s Siberian exile, but this does not deter him from attempting to reconstruct it on the basis of various pieces of evidence, including details from the songs themselves. He concludes that Danilov began his period of exile imprisoned in Tobol’sk at the end of the 1720s; thereafter he spent about a year in Tara, then a few months in Tomsk. He subsequently worked for about three years as a journeyman (*podmaster’e*) at the Demidovs’ Kolyvano-Voskresenskii works in the Altai, where he acquired the skills which he was subsequently to display at the Demidovs’ enterprises in the Urals after his flight from Siberia. Baidin speculates that during his time in Siberia Danilov may have met Akinfii Nikitich Demidov (Prokofii’s father) on several occasions, and that this prior acquaintance may have led the Demidovs to provide protection and patronage to Danilov when he was living and working under a false identity in the Urals.

As far as the time and place of the transcription of the songs is concerned, Baidin argues that it was commissioned by the father and son Eremai Iakovlevich and Vasilii Eremeevich Kharitonov, members of a merchant family in Nev’iansk, in 1761/62.

Then, when Müller requested a copy of the historical song about Ivan the Terrible and his son from P. A. Demidov in 1768, the latter asked Vasilii Kharitonov to bring or send the book of songs to him in Moscow, and made a copy of the Ivan song for Müller. In 1782, Vasilii Kharitonov requested Demidov to return the manuscript, and Demidov had it hastily copied, adding titles to the individual songs. This is the copy which has survived and has served as the basis for all publications of the collection.

This entire chain of argument is – as Baidin himself freely admits – completely speculative. It is based on numerous scraps of evidence which the author correlates in a highly ingenious manner, to construct a narrative which is plausible, though not altogether persuasive. Leaving aside Baidin’s reconstruction of the origins of the Danilov songbook, however, his book provides a fascinating picture of life in the metallurgical works of Western Siberia and the Urals in the 18th century. The author has made extensive use of both local and central archival materials, and he provides a substantial appendix comprising extensive extracts, with commentary, from the documents he has used in order to reimagine Kirsha’s biography. The quality of the book’s scholarly apparatus is excellent: references are provided in marginal side-notes (instead of footnotes) on each page, and there is a full bibliography. One of the most engaging features of this unusual work is the wealth of black-and-white illustrations. Many of these date from the 18th century, and they include a number of detailed technical sketches of the metal-working processes conducted in the Demidovs’ enterprises. There are also some colour plates, including a plan of the Kolyvano-Voskresenskii manufactory from V. I. Gennin’s *Description of the Urals and Siberian works* of 1735. Together with the extracts from archival documents, these illustrations enhance Baidin’s recreation of the environment within which the Kirsha Danilov songbook might – just might! – have been compiled.

Maureen Perrie, Birmingham

MAREK INGLOT, S.J.: How the Jesuits Survived Their Suppression. The Society of Jesus in the Russian Empire (1773–1814). Edited and translated by Daniel L. Schlafly. Philadelphia, PA: Saint Joseph's University Press, 2015. XVII, 305 S., 65 Abb. ISBN: 978-0-91610-183-1.

This volume is a translation of Marek Inglot's 1997 dissertation, published in Italian as *La Compagnia di Gesù nell'Impero Russo (1772–1820) e la sua parte nella restaurazione generale della Compagnia* (Rome 1997). It seeks to explain how the Society of Jesus survived a papal ban in 1773 (precipitated by French and Spanish pressure), why the Russian Empire provided refuge, and how the Vatican slowly amended and ultimately annulled the ban in 1814. The author provides a detailed account of the several decades when the Society of Jesus, despite the papal ban, took refuge in the Russian Empire, continued its educational projects and missions, slowly reestablished a presence in Italy, and finally won papal recognition. Although Catherine II and Paul favored the Society of Jesus (appreciating its utility in cultural development and education), Alexander I was less disposed and in 1820 altogether suppressed the order. But by then the Jesuits were well on their way to restoring their presence, in schools and missions, around the globe, from Chile to China, from Calcutta to Canada. And in those initial decades Jesuits who had been recruited or who had taken refuge in the Russian Empire (chiefly Belorussia) played a major role in launching the restoration.

Adding significantly to what was already a prodigious volume of scholarship, the author draws upon five archives (primarily the main Jesuit archive in Rome) and comes to several main findings. First, the 1773 ban was the result of relentless diplomatic pressure that eventually forced the papacy to acquiesce – not only reluctantly but also conditionally: since its qualified ban was not *urbi et orbi*, it left room for independent action in Russia and Prussia. And the retreat from the ban was soon coming: in 1783 and 1799 the papacy made two oral declarations, followed in 1801 by a brief *Catholicae Fidei*, and then a full abrogation in the papal bull of 1814. Second, the Jesuit refuge in the Russian Empire, concentrated in Belarus, attracted Jesuits from many other countries, and these refugees comprised the majority (54 percent) of the “Belarus” Jesuits (p. 202). Third, these same Jesuits played a major role in the Jesuit revival across the Catholic world, first in Italy in the 1790s, and later in the four case studies examined here – England, the United States, Holland, and Belgium.

The exposition is rich, not least because of the prolix quotation from primary sources – sometimes running on for more than a single page. It was, obviously, no simple task to render multiple foreign languages in idiomatic but accurate English, but the editor obtained professional assistance to produce a text at once reliable and readable.

The editor has also substantially enhanced the text, chiefly by expanding the scholarly apparatus. In some cases the editor substituted sources that were missing from the original edition (for example, inserting references and translations from the original text in the *Polnoe sobranie zakonov Rossiiskoi Imperii. Pervoe sobranie* [45 vols. St. Petersburg, 1830]). The editor also inserted some updates to the text – for example, in the reference to the Jesuit status in Russia in 2014 (p. 204). This new volume, printed on glossy paper, also offers 65 high-quality color plates (with images of key figures, institutions, and maps). The new version also includes a useful *Biographical Appendix*, with 110 vignettes of key and bit players, chiefly Jesuits. Whereas the original version had no bibliography at all, this one includes not only those cited in the footnotes of the original dissertation, but more than fifty titles that have appeared since. The English edition also adds a *Bibliographical Note*, succinctly describing the main works and archival collections. To accommodate all this, the editor elected not to reproduce the texts given in Appendix I of the original dissertation (a compendium of thirty documents), presumably because many are quoted at great length in the text itself. For the convenience of readers, however, those texts are posted – in the original languages – on an internet site accessible to the general public. Whereas the original published dissertation had no index at all, this translation provides a meticulous list of names, institutions, and places cited in the text (pp. 283–305).

While valuable as an “internal history” of the Russian interlude in Jesuit history, the volume is stronger on the Jesuit than the Russian side. It does not consult the rich literature on the Russian state or religious policy, especially the sophisticated scholarship produced in the post-Soviet era (both in Russia and abroad), and therefore it makes no attempt to shed light on how the Jesuit case fit into the larger framework of imperial policy and ecclesiastical politics. The bibliography is extensive, but not exhaustive. For a comprehensive bibliography of older and recent scholarship, one must look elsewhere – for example, in the uncited dissertations by V. P. Lušpaj (*Iezuity v Rossii vtoroi poloviny XVIII veka*, kandidat-skaia dissertatsiia, Rossiiskii gosudarstvennyi guma-

nitarnyi universitet, 2002) and M. A. Bulavina (*Pravovoe položenie katolicheskoi tserkvi v Rossii v XVIII veke*, kandidatskaia dissertatsiia, Rossiiskaja Akademiia gosudarstvennoi sluzhby, 2008). Although this study made extensive use of the main Jesuit archive and the Vatican archive in Rome (along with occasional references to Jesuit materials in London, Madrid, and Cracow), it does not include Russian state archives, such as the Roman Catholic Ecclesiastical Collegium (Rossiiskii gosudarstvennyi istoricheskii arkhiv, fond 822), just one of the many manuscript collections

tapped in the (uncited) doctoral dissertation by O. A. Litsenberger (*Rimsko-katolicheskaia i Evangelichesko-liutianskaia tserkvi v Rossii*, doktorskaia dissertatsiia, Saratovskii gosudarstvennyi universitet, 2005).

Nonetheless, this study presents a reliable account of the suppression, survival, and revival of the Society of Jesus, and how it managed to operate so successfully under the “enlightened absolutism” of the Russian Empire. The editor-translator and press deserve high praise for investing so much so well.

Gregory L. Freeze, Waltham, MA

Posle grozy. 1812 god v istoričeskoj pamjati Rossii i Evropy. Sbornik statej. Pod red. D. A. Sdvižkova (pri učastii Gido Chausmanna). Vstup. st. D. A. Sdvižkova. Moskva: Kučkovo pole, 2015. 383 S., 15 Abb. ISBN: 978-5-9950-0537-7.

Inhaltsverzeichnis:

http://bvbr.bib-bvb.de:8991/exlibris/aleph/a22_1/apache_media/GN3PH7PQFR9J1ESJ78NR1AFE-BJPALQ.pdf

http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?func=service&doc_library=BVB01&local_base=BVB01&doc_number=028407168&sequence=000002&line_number=0001&func_code=DB_RECORDS&service_type=MEDIA

Infolge der napoleonischen Invasion bildete sich in Russland ein Narrativ heraus, in dem einerseits die Vorstellung von der ständigen Gefahr aus dem Westen und andererseits die Logik ihrer Überwindung formuliert wurde: Trotz der anfänglichen Schwierigkeiten und der kriegstechnischen Überlegenheit des Westens werde Russland schließlich einen geistig-moralischen Sieg erringen und den Westen im messianischen Sinne retten. Dieses Narrativ, so die Grundthese des slavistischen Teilprojekts der interdisziplinären DFG-Forschergruppe 875 *Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen*, das 2011–2013 an der Universität Freiburg arbeitete, wird in Russland insbesondere in Krisensituationen aktiviert und zeichnet sich durch große Variabilität aus.

Die Tradierung des skizzierten Narrativs im gesamteuropäischen Kontext und die Mechanismen der Formung der kollektiven Erinnerung an die Epoche von 1812 in Russland und Europa standen im Mittelpunkt der internationalen Konferenz *Posle grozy. 1812 god v istoričeskoj pamjati Rossii i Evropy* (Nach dem Sturm. Das Jahr 1812 im historischen Gedächtnis von Russland und Europa), die anlässlich des 200-jährigen Jubiläums des „Vaterländischen Krieges“ vom 28.

bis 30. Mai 2012 am Deutschen Historischen Institut in Moskau unter Mitarbeit von Guido Hausmann (Freiburg) organisiert wurde.

Der vorliegende Konferenzband bietet zwölf ausgewählte Beiträge, die in drei thematische Einheiten unterteilt sind. Der erste Teil *Russland* umfasst Beiträge, die einen Einblick in die Mechanismen der diskursiven Konstruktion des russischen Narrativs über den „Vaterländischen Krieg“ im 19. und 20. Jahrhundert gewähren.

Am Beispiel der Heroisierung der Figur des Fürsten Petr Ivanovič Bagration (1765–1812) zeigt SEAN POLLOCK (USA), dass die Bereitschaft, für das Vaterland zu sterben, sowie der Kult des gefallenen Soldaten zu den Kerneigenschaften des russischen Narrativs über den „Vaterländischen Krieg“ avanciert seien. Somit sei ein Typus des nationalen russischen Helden konstruiert worden, der noch im 20. Jahrhundert für die patriotische Mobilmachung während des „Großen Vaterländischen Krieges“ eine wichtige Rolle gespielt habe.

Die heroische Erfahrung des Jahres 1812 habe sich als hilfreich erwiesen, um das Trauma des Krimkrieges 40 Jahre später zu verarbeiten. Am Beispiel des Gedenkens an die Epoche von 1812 in den Jahren 1853–1856 arbeitet MARINA FEDOTOVA (St. Petersburg) heraus, dass durch den Krimkrieg nicht nur die archetypische Vorstellung von der ständigen Konfrontation zwischen Russland und Europa verschärft, sondern auch die religiös-messianische Idee des russischen „heiligen Krieges“ gegen den Westen aktualisiert worden sei. Die diskursive Verknüpfung der Jahre 1812 und 1855 in der russischen zeitgenössischen Publizistik und den literarischen Texten habe dazu gedient, die krisenhafte Gegenwart zugunsten der heroischen Vergangenheit auszublenden und die Aufgabe von Sevastopol' analog zur Schlacht von Borodino durch die Vorstellung vom moralischen Sieg der russischen Armee zu verarbeiten.

TAT'JANA SABUROVA (Omsk) betont die Rolle der

Ego-Dokumente bei der Tradierung der Erinnerung an den Krieg, die das Gedächtnis der Generationen widerspiegeln würden. Gerade anhand von Memoiren verschiedener Generationen lasse sich die Formung der Erinnerung auf der individuellen Ebene und der Übergang der kollektiven Kriegserfahrung aus dem kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis verfolgen. Anhand der Memoirenquellen lasse sich außerdem belegen, dass die allmähliche Umdeutung des „Vaterländischen Krieges“ von einer „Katastrophe“ hin zu einem „großen Triumph“ unter anderem auf staatliche Lenkung zurückzuführen sei.

Die Erinnerung an den „Vaterländischen Krieg“ wurde in großem Maße über das Medium des Visuellen geformt, wie JULIJA ŽERDEVA (Samara) in ihrem Beitrag über die visuellen Repräsentationen der Epoche von 1812 in Russland während des Ersten Weltkriegs zeigt. Das Zensurverbot für authentische Fotoaufnahmen von der Front habe die Hinwendung zu visuellen Repräsentationen vergangener Kriege begünstigt, die bereits durch die großen Jubiläen von 1912–1913 aktualisiert worden seien. Besonders populär seien russische Volksbilderbögen (*lubki*) mit Recken sowie die Karikaturen auf Napoleon gewesen, die jetzt gegen Wilhelm II. gerichtet wurden. Ähnlich wie im Jubiläumsjahr 1912 habe die symbolische Verknüpfung des „Vaterländischen Krieges“ mit der Gegenwart einen Versuch der offiziellen staatlichen Propaganda dargestellt, die Nation „um den Thron“ herum zu einen sowie die Idee eines alle Gesellschaftsschichten umfassenden „Volkskrieges“ zu transportieren.

Die Beiträge im zweiten thematischen Abschnitt *Imperium* beleuchten den „Vaterländischen Krieg“ aus den nationalen Perspektiven der später ausgechiedenen Teile des Russischen Imperiums.

Anders als in Russland habe die Auseinandersetzung mit dem Krieg von 1812 in Schweden und Finnland vor allem im historiographischen Diskurs stattgefunden. JOHANNA WASSHOLM (Finnland) zeigt, dass der Krieg von 1812 in Schweden vor allem im Zusammenhang mit dem Verlust Finnlands an Russland 1809 sowie mit dem Bündnis Jean-Baptiste Jules Bernadottes (1763–1844) mit Alexander I. im Jahr 1812 verknüpft worden sei. Bernadottes „Politik der Neutralität“ und sein Entschluss, Finnland nicht zurückzuerobern, seien bis in die jüngsten historiographischen Debatten als Basis für eine friedliche Entwicklung Schwedens diskutiert worden. In Finnland sei die Hinwendung zum Jahr 1812 vor allem durch eine Auseinandersetzung mit dem Mythos über die Entstehung des finnischen Staates 1809 im Rahmen des Russischen Imperiums angeregt worden.

NATALIJA FILATOVA (Moskau) macht mit ihrer Analyse des Gedenkens an die napoleonischen Kriege in Polen deutlich, dass die zeitgenössische Sicht auf den Krieg von 1812 vor allem von den Hoffnungen Polens auf Unabhängigkeit geprägt gewesen sei, wobei Napoleon als Befreier und das Russische Imperium als Feind imaginiert worden seien. Eine Analyse von Zeitungsberichten und literarischen Texten lasse den universellen Charakter von Eigen- und Feindbildern erkennen, die mit Hilfe fester Symbole konstruiert wurden und in Abhängigkeit vom jeweiligen politischen Kontext umgepolt oder später reaktiviert werden konnten.

Dass die Tradierung von Kriegserfahrung im dialektischen Spannungsfeld zwischen Erinnern und Vergessen erfolge, betont MARGARITA FABRIKANT (Belarus) in ihrem Überblick über das Bild des Krieges von 1812 in Belarus. Hier sei das Jahr 1812 zu einem „unbequemen Ereignis“ avanciert. Im historiographischen Diskurs fungiere Belarus weniger als Subjekt, sondern vielmehr als „Ressource“ für europäische Kriege oder als „Raum“, der Ereignissen „Historizität“ und „globale Relevanz“ verleihe, wobei die Akteure, z.B. die belarussische *šljachta* oder das Volk, äußerst vage beschrieben würden. Die signifikante Marginalisierung der Thematik des Jahres 1812 lasse auf verschiedene Strategien des Umgangs mit Geschichte schließen, zu denen auch die Ausblendung problematischer oder „gefährlicher“ Ereignisse gerade durch die Betonung ihrer Nichtaktualität für die Gegenwart gehöre.

Im dritten Teil wird der „Vaterländische Krieg“ unter dem Titel *Europa* in die gesamteuropäische Tradition des Gedenkens an die napoleonischen Kriege eingebettet.

DENIS SDVIŽKOV (Moskau) untersucht die Formung der kollektiven Erinnerung an den Krieg von 1812 im Kontext der Bildung der „Heiligen Allianz“ und macht anhand des Gedenkens in Russland und Preußen die gegenseitige Bedingtheit und tiefe Verflechtung der europäischen und der russischen Erinnerungstradition deutlich. Es seien vor allem der gesamteuropäische christliche Diskurs der *commemoratio* sowie die Ideologeme des „russischen Krieges für Europa“ und des „russischen Opfers für Europa“, durch die Russland sich in den Erinnerungsdiskurs des neuen Europas integriert habe.

Im anschließenden Beitrag zeigt THOMAS STAMM-KUHLMANN (Greifswald), wie das Gedenken an die Jahre 1813–1814 im 20. Jahrhundert reaktiviert und dazu funktionalisiert worden sei, die Gründung der DDR und das Bündnis mit der Sowjetunion ideologisch zu legitimieren.

Eine wichtige Rolle bei der Tradierung der Erinnerung an den Krieg von 1812 kommt auch den Ego-Dokumenten von Augenzeugen zu, die als subjektive Zeugnisse stets im Spannungsverhältnis zum historiographischen Diskurs und dem kollektiven Gedächtnis zu sehen sind. Am Beispiel des Manuskripts des preußischen Arztes Anton Wilhelm Nordhof (1779–1825), das ein kritisches Bild von Moskau im Jahr 1812 bietet, macht CLAUS SCHARF (Mainz) deutlich, dass sich gerade neu entdeckte individuelle Zeugnisse als hilfreich erweisen können, die im kulturellen Gedächtnis und in der Historiographie verfestigten Stereotype kritisch zu hinterfragen.

Anhand des 1827–1830 entstandenen Bilderzyklus des Militärmalers Christian Wilhelm von Faber du Faur (1780–1857) zeigt WOLFGANG MÄHRLE (Stuttgart), wie die individuelle Erfahrung eines württembergischen Kriegsteilnehmers über das Medium des Visuellen die kollektive Erinnerung mitprägt habe.

Die Rolle der offiziellen Historiographie bei der Konstruktion der nationalen Geschichte wird von YVES-MARIE ROCHER (Paris) am Beispiel des „Dépôt de la Guerre“, eines Instituts für die Sammlung von Militärdokumenten des französischen Kriegsministeriums, untersucht. Die Sammelstelle sei von Napoleon für die Vorbereitung auf den Russland-Feldzug und für propagandistische Kriegsberichte genutzt worden. In der Zeit der zweiten Restauration sei das Dépôt zum Zentrum der Erforschung des Russland-Feldzugs avanciert, indem es um Einsendung von Memoiren von Veteranen gebeten und seine Materialien wiederum Historikern und Memoiristen zur Verfügung gestellt habe. Dies wiederum lasse sich als Schritt zur Hinterfragung traditioneller Narrative und zur Konstruktion der nationalen Erinnerung an die napoleonischen Kriege betrachten.

Eine ungewöhnliche Perspektive auf den russischen Krieg von 1812 durch das Prisma des englischen historischen Romans, der das britische Narrativ über die napoleonischen Kriege mitprägte, bietet LARS PETERS (Berlin). Gerade literarische Geschichtsdarstellungen erweisen sich bei der Formung

der nationalen Erinnerung als besonders wirkungsmächtig, indem sie ausgewählte Ereignisse im Spannungsfeld zwischen Fakt und Fiktion verarbeiten und als Kontrastfolie für eigene Identitätsdiskurse nutzen.

Abschließend lässt sich sagen, dass der facettenreiche Konferenzband des Deutschen Historischen Instituts gerade durch die europäische Kontextualisierung des „Vaterländischen Krieges“ neue Forschungsperspektiven eröffnet und das konstruktivistische Verständnis der Geschichte vertieft. Zugleich wird deutlich, dass der Einblick in die Mechanismen der Formung des kollektiven Gedächtnisses nicht immer zur kritischen Hinterfragung von Ideologemen führt. So spricht der Herausgeber Denis Sdvižkov im einleitenden Kapitel in Anlehnung an Ju. M. Lotman vom Krieg als „Dialog“ oder „Interaktion in verschiedenen Formen“ („interakcija v raznych formach“, S. 10). Ein solcher radikal konstruktivistischer Ansatz reduziert den Krieg auf ein semiotisches Transferphänomen, sodass die allgemeinemenschliche Tragik des Krieges ausgeblendet und dessen traditionelle Heroisierung in Russland nicht hinterfragt werden. Auffallend ist auch, dass die jüngste Gedenktradition im Jahr 2012, wie sie ursprünglich auf der Konferenz thematisiert wurde und in den Beiträgen von Johanna Wassholm und Margarita Fabrikant spannend beleuchtet wird, in Bezug auf Russland nicht erwähnt wird. Der Beitrag der Freiburger Forschergruppe, die ebenfalls an der Konferenz teilnahm und das 200-jährige Jubiläum des Krieges von 1812 in Russland analysierte, wurde trotz fristgerechter Einreichung nicht publiziert. Die Auswahl der Beiträge spiegelt die Logik des eingangs skizzierten traditionellen russischen Narrativs über den „Vaterländischen Krieg“ wider. Die programmatische Hinwendung zur erfolgreichen Kampagne von 1813–14 lässt eine gewisse Nostalgie und die Sehnsucht der Herausgeber nach einem starken Russland erkennen und soll gerade in der heutigen politisch schwierigen Zeit betonen, dass Russland und Europa kulturell verbunden sind und Europa ohne Russland nicht denkbar ist.

Konstantin Rapp, Freiburg i. Br.

RUSLAN G. SKRYNNIKOV: Reign of Terror: Ivan IV. Translated by Paul Williams. In cooperation with The Bronze Horseman Literary Agency. Leiden, Boston, MA: Brill, 2015. XXIX, 590 S. = Eurasian Studies Library, 6. ISBN: 978-90-04-30400-0.

Ivan IV. der Schreckliche (*Groznyj*) ist eine der bekanntesten und umstrittensten Figuren der russischen Geschichte. Obwohl die erste Assoziation einen verrückten Tyrannen vermuten lässt, wird in der historischen Forschung auch die Meinung vertreten, dass hinter den Gräueltaten des Moskauer Zaren ein politisches Kalkül und reife Überlegungen steckten. Ivan IV. gilt daher als erster russischer Herrscher, der den Terror als Regierungsmethode nutzte (S. XX-XII), was Historiker seit dem 19. Jahrhundert dazu bewog, seine Strategien zur Bekräftigung der Macht sowie die Folgen dieser blutigen Herrschaft für den russischen Staat mehrmals in den Fokus zu nehmen.

Ruslan Skrynnikov gilt als „größter Kenner der Geschichte Moskwens des 16. Jahrhunderts aller Zeiten“ (vgl. S. XVIII), wie es Charles J. Halperin in der Einleitung zu der vorliegenden englischsprachigen Übersetzung von Skrynnikovs Buch *Carstvo terro-ra* von 1992 formulierte. Als Historiker kannte Skrynnikov die veröffentlichten Quellen, Archivmaterialien sowie die ganze russischsprachige Sekundärliteratur über Ivan IV. in- und auswendig. Die Bedeutung seiner Forschungen besteht aber auch darin, dass er nach einer Äußerung von Marc Raeff zu denjenigen gehörte, die über die russische Geschichte in der Sowjetunion in einem einzigartigen Stil und ohne marxistische Klischees zu schreiben vermochten (vgl. S. VII). Skrynnikovs Veröffentlichungen auf Russisch sind zahlreich und jedes Mal für die Klärung einer neuen Facette der Epoche wertvoll. Die Übersetzungen dieser Publikationen ins Deutsche und Englische waren hingegen nicht so umfangreich – eine Lücke, die nun mit dieser Ausgabe zumindest teilweise gefüllt werden soll.

Das Buch ist der sog. *opričnina*-Politik von Ivan IV. gewidmet, die teilweise als völlig grundloser Terror eines von Verfolgungswahn geplagten Herrschers und teilweise – wie durch Nikolaj Karamzin – als wirkungsvolles Instrument zur Stärkung der russischen Selbstherrschaft (rus.: *samoderžavie*) und dadurch als Rettung der Moskauer Staatlichkeit gedeutet wird. Skrynnikov gehörte weder zu denen, die Ivan IV. heiligsprechen wollten, noch zu denen, die ihn verteufelten. Sein Ziel war eine vielseitige Überprüfung der früheren Forschungen zum Thema *opričnina* und die Auseinandersetzung mit den Entste-

hungsmechanismen und den Auswirkungen des *opričnina*-Terrors.

Im Zentrum des Buches steht die Beziehung des Zaren zu seiner Elite, aber nicht nur mit dem Bojarentum, sondern auch zu anderen Sozialschichten wie Kleinadligen, Kaufleuten sowie mit Institutionen wie der Bojarenduma, den Landesversammlungen (*zemskij sobor*) und mit der russisch-orthodoxen Kirche. Sie alle setzten auf die eine oder andere Weise Grenzen für die zarische Autorität. Da es in Russland nach Auslegung Vasilij Ključevskijs vor der *opričnina* keinerlei Instanz gab, die bei ständiger Konfrontation zwischen dem Herrscher und seinen Bojaren die persönliche Sicherheit des Zaren garantieren konnte, wurde ein solcher Schutz von Ivan IV. auf skrupellose, aber sehr pragmatische Weise geschaffen: durch eine Politik von Angst und Schrecken.

Das System der Dienstadligen bildete für Ivan IV. ein wichtiges Gegengewicht zu den Bojaren; unter anderem auch deshalb wurde die gewaltsame Einforderung einer bedingungslosen Treue der Untertanen unter ihm zu einem Kennzeichen der sich etablierenden russischen Selbstherrschaft. Alle anderen Regierungsformen wie etwa die in der damaligen polnischen Adelsrepublik oder die englische parlamentarische Monarchie wurden vom ersten russischen Zaren nicht nur kaum in Erwägung gezogen, sondern aufs Schärfste kritisiert und verurteilt. Dabei bildete die *opričnina* ein zielsicheres Instrument, um alle Gesellschaftsgruppen und -schichten zu vernichten, die die Macht des Zaren und seine alleinige Herrschaft irgendwie einschränken könnten.

Dabei betont Skrynnikov, dass die *opričnina* – entgegen dem in der sowjetischen Historiographie fest etablierten Mythos – niemals eine einheitliche und systematisch durchdachte Repressionspolitik darstellte. Nach seiner Darstellung ist es keineswegs eine Geisteskrankheit des Zaren gewesen, die den Mechanismus des Massenterrors in Gang setzte, sondern eine an ihrem Tiefpunkt angekommene Gesellschaftskrise in Moskau: die *opričnina* sei das Resultat einer sich seit Jahrzehnten manifestierenden Kluft zwischen dem Herrscher und der oberen Regierungsschicht gewesen. Durch die *opričnina* ist es dem Zaren gelungen, die Adligen in zwei Lager zu teilen und diese gegeneinander auszuspielen. Als Ergebnis erhielt Ivan IV. seine lang ersehnte, uneingeschränkte politische Macht. Die langfristigen Folgen waren allerdings für den Staat fatal. Die gesellschaftliche Stütze der Monarchie wurde tief gespalten, und das ganze Herrschaftsmodell verlor an Stabilität. Der Terror beschränkte sich nicht auf rein physische Gewalt; im Keim erstickt wurden auch alle freien Ge-

dankenäußerungen in der russischen Gesellschaft. Eine massive, dominierende Verbreitung erhielt einzig die Idee des Zaren vom „großen Bojarenverrat“ und dieser wurde alles untergeordnet. Durch den Terror Ivans des Schrecklichen wurde die russische Gesellschaft tief zerrüttet, was einen fruchtbaren Boden für die sog. „Zeit der Wirren“ (russ.: *smuta*) bot.

In seiner Darstellung beschäftigt sich Skrynnikov kaum mit der Begriffsgeschichte und flicht analytische Passagen in die chronologische Beschreibung des Lebens von Ivan IV. ein. Auch in anderen Aspekten gehört er eher zu den Traditionalisten, wie z. B. bei der klaren Aufteilung der Herrschaft des Zaren in zwei ungleichmäßige Perioden: in die junge Reformphase, als Ivan IV. von einem Kreis enger Berater, bekannt als „Auserwählter Rat“, umgeben wurde und systematisch an der Umgestaltung des Moskauer politischen Systems arbeitete, und in die Schreckensperiode, die nach dem Tode seiner geliebten ersten Frau Anastasija einsetzte. Dabei maß sich Skrynnikov aber auch nicht an, darüber zu spekulieren, wann und wieso sich ein plötzlicher Bruch in der Psyche bzw. in der Seele Ivans ereignete, der zur Politik des Terrors führte. Auch wenn es aus der Sicht der modernen westlichen Forschung logischer wäre, die übermäßig positive Einschätzung der ersten Regierungszeit des Zaren kritisch zu betrachten, bleibt Skrynnikov äußerst professionell. Detailliert

und konzentriert setzt er sich mit der Epoche Ivan Groznyjs auseinander und schweift auch auf die Frage der Wahrnehmung dieser Zarenfigur im modernen Russland nicht ab. (Vgl. S. XXXI).

Der russische Originaltext des Werkes wurde in der vorliegenden Ausgabe sehr behutsam und mit viel Sachverstand ins Englische übersetzt. Bei der Übersetzung der Originalanleitung des Autors haben die Herausgeber mehrmals Skrynnikov selbst konsultiert. Einige wenige Kapitel wie z. B. über die Krim-Horde wurden zwar aus nicht erläuterten Gründen in die Ausgabe nicht übernommen, die Einheitlichkeit des Buches blieb aber auf jeden Fall gewahrt. Auch Skrynnikovs Schlussbetrachtung und seine einordnenden Ausführungen zu den Quellen fehlen im aktuellen Band. Eine eindeutige Bereicherung bildet dagegen der einleitende Aufsatz von Charles J. Halperin, in dem eine schöne Übersicht der russischen Historiographie zum 16. Jahrhundert angeboten sowie die Bedeutung von Skrynnikovs Forschung erläutert wird. Seinem Fazit kann man nur zustimmen, dass trotz vieler neuer Entwicklungen in der Geschichtswissenschaft die Werke von Skrynnikov noch lange nicht überholt wirken und ihnen der Status wissenschaftlicher Klassiker stets bleiben wird (vgl. S. XXXI).

Diana Ordubadi, Bonn

MARINA VITUCHNOVSKAJA-KAUPPALA: Finskij sud vs „černaja sotnja“. Rassledovanie ubijstva Michaila Gercenštejna i sud nad ego ubijcami (1906–1909). S.-Peterburg: Izdat. Evropejskogo universiteta, 2015. 220 S., 45 Abb. ISBN: 978-5-94380-185-3.

Die Verfasserin ist habilitierte Historikerin und Dozentin an der Universität Helsinki. Sie befasst sich vorrangig mit den russisch-finnischen Beziehungen und der imperialen Politik Russlands zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Am 18. Juli (a.St.) / 31. Juli (n.St.) 1906 wurde im damals finnischen Kurort Terijoki (heute die Stadt Zelenogorsk in Russland) der Moskauer Universitätsprofessor und vormalige Duma-Abgeordnete Michail Gercenštejn gegen 21.00 Uhr hinterrücks ermordet. Zwei Schüsse in den Rücken streckten ihn nieder, als er sich im Kreise seiner Familie auf einem Abendspaziergang befand, wobei eine seiner beiden Töchter zusätzlich eine Schussverletzung an der Hand erlitt. Dieser heimtückische Mord schreckte das ganze liberale Russland auf, und die Parteifreun-

de Gercenštejns von den „Konstitutionellen Demokraten“ (Kadetten) taten unter Ausnutzung ihrer Vernetzungen in russische Justizkreise viel dafür, dass man gegen den heftigen Widerstand russischer Geheimpolizei- und Polizeibehörden sowie höchster Regierungskreise die Mörder und deren geistige Hintermänner ermitteln und verurteilen konnte. Als günstig erwies sich hierbei, dass der Mord auf dem Boden des autonomen, mit Russland nur durch eine Personalunion verbundenen Großfürstentums Finnland erfolgte. Die unabhängige finnische Justiz wehrte von 1906 bis 1909 erfolgreich aller Vertuschungs- und Verschleierungsversuche russischer Behörden ab und erreichte letztlich nach 20 Gerichtssitzungen im Jahr 1909 die Verurteilung aller damals noch lebenden Tatbeteiligten. Dabei ergab sich, dass die russische Geheimpolizei durch angestrengtes Wegschauen maßgeblich in den Mord verstrickt war und der erzreaktionäre „Sojuz Russkogo Naroda“ (SRN bzw. „Bund des russischen Volkes“ alias „Schwarzhunderter“) 1906 sogenannte Kampfabteilungen bildete, welche mittels gedungener Mörder politisch missliebige Personen aus dem Weg räumen sollten.

Die Bandbreite möglicher Opfer reichte dabei vom Kadettenführer Professor Miljukov bis hin zum Ex-Finanzminister Graf Vitte. Der einer jüdischen Familie entstammende, 1859 in der Stadt Vosnesensk im Chersoner Gebiet geborene Michail Gercenštejn (bis zum Übertritt zur russisch-orthodoxen Religion „Meir-Šovel’ Gercenštejn“) war eines der ersten Opfer. Weil er sich während seines Rechtsstudiums mit dem preußischen Staatssozialisten Karl Rodbertus-Jagetzow und der deutschen Agrargesetzgebung befasste und später eine Revolutionärin russisch-ukrainischer Herkunft ehelichte, galt er fälschlicherweise als Sozialist, obwohl ihn nur rein wissenschaftliche Interessen mit den Problemen von Agrargesetzgebung und Agrarreform verbanden. Hinzu kam seine jüdische Herkunft, welche bis 1903 verhinderte, dass er sich als Universitätsdozent an der Moskauer Universität betätigen konnte, und zusätzlich bedingte, dass er seinen Lebensunterhalt als Agrarexperte für russische Banken verdiente. Erst im Zuge der Liberalisierung der russischen Universitäten und durch einen Glaubenswechsel konnte er wenige Jahre vor seiner Ermordung den ersehnten Universitätslehrstuhl in Moskau erringen. Für die Kadetten wurde er am 27. April 1906 in die erste, nur 72 Tage existierende Duma gewählt. Hier war er gemäß seinen Fachkenntnissen maßgeblich an der Tätigkeit der Budget-, Finanz- und Agrarkommission beteiligt und verdiente sich so den Hass stockreaktionärer, chauvinistischer Kreise in Russland. Als die Duma aufgelöst wurde, trafen sich rund 200 Duma-Abgeordnete auf finnischem Boden im Dorfe Terijoki, wohin der Arm des Zaren nicht direkt reichte. Kurz nach den dortigen, dreitägigen Verhandlungen vom 13. bis 15. Juli 1906 erfolgte mitten aus heiterem Himmel der politische Mord an seinerzeit sehr bekannten Professor Gercenštejn. Als Ausführer der Tat erwie-

sen sich nach den Erkenntnissen der in Finnland von 1907 bis 1909 geführten Gerichtsverhandlung der Arbeiter Egor Laryškin und der Schmied Aleksandr Kazancev. Sie für den Mord angeworben und ihre Tat begleitet hatte der führende SRN-Funktionär Nikolaj Juskevič-Kraskovskij, während der Präsident des SRN Dr. Aleksandr Dubrovin in den ganzen Vorgang eingeweiht war und ihn billigte. In Finnland konnten im August 1909 allerdings nur Laryškin und Juskevič-Kraskovskij, ersterer wegen Beihilfe und letzterer wegen Anstiftung zum Mord, zu jeweils 6 Jahren Haft verurteilt werden. Beide wurden nur kurz darauf vom Zaren begnadigt. Kazancev, auf den beide Beschuldigten den eigentlichen Mord abschoben, konnte sich nicht mehr dagegen verteidigen, weil ihn russische Sozialdemokraten bereits früher als sogenannten „Provokateur“ ermordeten. Auch Laryškin überlebte eine weitere, wegen eines anderen Mordes über ihn verhängte Gefängnisstrafe in Petersburg nicht, weil ihn im Gefängnis das gleiche Schicksal ereilte. Juskevič-Kraskovskij wurde während der Russischen Revolution im August 1917 verhaftet und ist seitdem verschollen. Den vormaligen SRN-Präsidenten Dr. Dubrovin ereilte sein Schicksal im April 1921. Nach der Verhaftung durch die Tscheka erschoss man ihn ohne Prozess. Von Michail Gercenštejn leben keine direkten Nachkommen mehr. Seine Witwe und die beiden Töchter emigrierten im Laufe des Russischen Bürgerkriegs in die Slowakei, wo sie, zuletzt die Tochter Anna im Jahr 1985, verstarben. Die Untersuchung von Marina Vituchnovskaja-Kaupala gleicht einem spannenden Kriminalroman, der leider keine Fiktion, sondern reale historische Tatsachen beinhaltet. Am Ende des Buches befindet sich ein Anhang mit einigen wichtigen Dokumenten zum Mordfall Gercenštejn.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

ALEXANDER BASILEVSKY: Early Ukraine. A Military and Social History to the Mid-19th Century. Jefferson, NC: McFarland, 2016. VII, 397 S., Abb., Ktn. ISBN: 978-0-7864-9714-0.

Die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit der Ukraine bleibt angesichts ihrer anhaltenden medialen Präsenz fruchtbar, treibt aber gelegentlich kuriose Blüten. Im vorliegenden Fall etwa widmet sich mit Alexander Basilevsky ein Mathematiker und Statistiker der Geschichte der Ukraine und insbesondere der Kosaken bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Prinzipiell hat eine quantifizierende Herangehensweise an die Sozialgeschichte militärischer Institutio-

nen durchaus Potential für demographische und sozioökonomische Präzisierungen. Die Gliederung in 17 Kapitel folgt dann aber vorrangig chronologischen Gesichtspunkten und berücksichtigt stets größere Zusammenhänge (Römisches Reich, Rus’, Kreuzzüge, Mongolen, Moskowien/Russländisches Reich); der Schwerpunkt liegt auf dem 17. Jahrhundert, das der Autor als Höhepunkt der kosakischen, gleichermaßen anti-feudal wie anti-herrschaftlich akzentuierten Autonomie sieht. Gerahmt wird dieser Hauptteil von einer Einführung über die Bedeutung der Ukraine in der jüngeren Vergangenheit (wesentlicher Träger des Widerstandes gegen und des Sieges über Hitler-Deutschland, Gründungsmitglied der

UNO, militärisches Engagement in Afghanistan) einerseits und einem Epilog über die Erringung und Verteidigung der modernen staatlichen Eigenständigkeit der Ukraine andererseits. Als Grundlage dienen überwiegend englischsprachige Forschungsarbeiten großteils ukrainischer Provenienz sowie vereinzelt edierte historische Quellen (mittelalterliche Chroniken, neuzeitliche Reiseberichte, Statistiken).

Umfang und Qualität der verarbeiteten Literatur sind somit durchaus respektabel. Unmissverständlich ist die einleitend dargelegte Motivation einer Abgrenzung zu imperialen historiographischen Strömungen im Sinne des Russländischen Reiches, aber auch der Habsburgermonarchie oder zu polnischen Ansprüchen auf ukrainische Gebiete in der Zwischenkriegszeit. Ausdrücklich Recht hat Basilevsky etwa mit seiner Kritik daran, dass die Kosaken vor allem von Laien allzu leicht und unreflektiert mit zarischer Herrschaft gleichgesetzt werden (S. 6). Gelegentlich nutzt er seine mathematisch-statistischen Kenntnisse erwartungsgemäß, wenn auch grundlegend – etwa zum Getreidehandel in der Ostsee (S. 291) oder zur Alphabetisierungsrate in Europa im 16. und 17. Jahrhundert (S. 302). Die Studie ist großzügig mit kurz kommentiertem Bildmaterial sowie mit einer Reihe von Landkarten und einem kurzen Sachwort- und Personennamensverzeichnis ausgestattet.

Gerade die Motivation eines Mathematikers und Statistikers, eine Sozial- und Militärgeschichte der Ukraine zu schreiben, bleibt – über die sicher ehrenwerte Begeisterung für die historische Bedeutung der Ukraine hinaus – allerdings unklar. Eine Reihe inhaltlicher und methodischer Probleme und Unschärfen kann nicht übersehen werden: Zunächst fällt eine starke teleologische Ausrichtung der ukrainischen Geschichte auf die zu einem Höhepunkt stilisierte Herrschaft der Kosaken auf, die bereits im Einbandtext deutlich wird. Dieser Umstand wirkt sich auch auf die Proportionierung des Inhalts aus, denn alleine dem zur Revolution stilisierten Aufstand in der Mitte des 17. Jahrhunderts unter Hetman Bohdan

Chmelnic'kyj werden drei Kapitel (S. 12–14) gewidmet. Auf einer Karte (S. 3) bleibt der Status Ostgaliziens (Lemberg) in der Zwischenkriegszeit unklar und wird als der ukrainischen Sowjetrepublik zugehörig suggeriert. Umso widersprüchlicher liest sich in der Folge der Vorwurf gegenüber der ukrainischen Diaspora-Geschichtsschreibung im nördlichen Amerika, durch Berücksichtigung Galiziens und der Karpatho-Ukraine eine Dichotomie zwischen West- und Ostgalizien aufzumachen, hätten doch die Kosaken eine politische Einheit geschaffen und die Bezeichnung *Ukraina* für sie beansprucht. Galizien und insbesondere die griechisch-katholische Kirche werden stark und pauschal als Kollaborateure Hitler-Deutschlands gesehen – auch gegen die ukrainische Orthodoxie. Ferner wird russischer Totalitarismus bereits im 18. Jahrhundert verortet (S. 4) – ungeachtet des Umstandes, dass diese Deutung anachronistisch ist, zumal die technischen Möglichkeiten für totalitäre Herrschaftsformen vor dem 20. Jahrhundert schlichtweg nicht gegeben waren. Befremdlich ist ferner der Umstand, dass die antisemitischen Ausschreitungen unter Chmelnic'kyj zwar nicht gelehrt (S. 263–266), jedoch mit dem Vorwurf gegenüber der westlichen Historiographie, sie übermäßig zu akzentuieren (S. 6), implizit marginalisiert werden. Auffallend ist hinsichtlich des sensiblen Bereiches historischer Bildinterpretation schließlich, dass Historienmalerei des 19. Jahrhunderts – noch dazu ohne Ausweisung – als historische Quelle für das Mittelalter genutzt wird, nämlich Viktor M. Vasnecovs *Recke an der Kreuzung* (*Vitjaz' na razput'e*) von 1878 zur Veranschaulichung eines bewaffneten Reiters der Kiever Rus' im 12. Jahrhundert (S. 121).

Um es zusammenzufassen: Die vorliegende Arbeit kann den hoch entwickelten Forschungsstand der ukrainisch-englischsprachigen Historiographie, deren wichtige synthetische Positionen (Hrytsak, Magocsi, Subtelny) Basilevsky ja kennt und ausdrücklich ausweist, allein in Nuancen, aber nicht grundlegend ergänzen – geschweige denn ersetzen.

Christoph Augustynowicz, Wien

D. V. LISEJCEV / N. M. ROGOŽIN / JU. M. ĖSKIN: Prikazy Moskovskogo gosudarstva XVI–XVII vv. Slovar'-spravočnik. Moskva: IRI RAN, 2015. 302 S. = Historia Russica. ISBN: 978-5-8055-0279-9.

Ein Lexikon-Handbuch mit der Übersicht der *prikazy* (Zentralämter des Moskauer Reiches in der Epoche vom 16. bis 17. Jahrhundert), herausgegeben von

den führenden russischen Spezialisten der Geschichte des Moskauer Staatsapparats, ist sicherlich ein wertvolles Hilfsmittel für Russlandforscher. Jeder, der sich mit der russischen Frühen Neuzeit beschäftigt, kommt früher oder später in Berührung mit den zahlreichen Dokumenten der *prikazy*. Die bis heute erhaltene Dokumentation der Zentralämter enthält, laut den Worten der Herausgeber, „den Löwenanteil der Information zur Geschichte des Russischen Staa-

tes der Moskauer Epoche“ (S. 7), und an dieser Aussage lässt sich nicht zweifeln. Desto verwunderlicher ist die Tatsache, dass es bisher keine umfassende Übersichtsdarstellung der Zentralämter in Form eines Lexikons gab. Am nächsten kam diesem Ziel das 1946 erschienene Werk von S. K. Bogojavlenskij *Pri kaznye sud'i XVII veka*. Die Herausgeber des rezensierten Handbuchs unterstreichen die Kontinuität, die ihr Band zu Bogojavlenskij's Werk aufweist, heben jedoch hervor, dass es ihnen gelungen sei, eine neuere und umfassende Übersicht aller bisher in den Quellen entdeckten *priказы* und ihrer Leiter zusammenzustellen.

Das Buch eröffnet eine Einführung zur *Evolution des Systems der priказы im Moskauer Staat in der Zeit vom 16. bis 17. Jahrhundert*. Auf 20 Seiten werden verschiedene Theorien über den Ursprung der Zentralämter vorgestellt, wobei die Autoren zur Ergebnis kommen, dass die *priказы* am wahrscheinlichsten aus Organen zur Verwaltung des Privatbesitzes der Moskauer Großfürsten (*dvorec* und *kazna*) an der Schwelle vom 15. zum 16. Jahrhundert entstanden (S. 12). Im Laufe der Regierungszeit von Ivan IV., etwa in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bekamen die neuen Strukturen ihre klassische Form als staatliche Behörden und Verwaltungsinstanzen. Die Einführung geht auch auf die Frage der Ausdehnung des Verwaltungsapparats im 17. Jahrhundert ein und resümiert, dass die Anzahl der gleichzeitig funktionierenden Ämter (einschließlich aller semi-abhängigen und vorübergehenden Abteilungen und Kommissionen) selbst am Ende des Jahrhunderts nicht größer als 50 war (S. 19).

Der Hauptteil des Lexikon-Handbuchs besteht aus alphabetisch angeordneten Beiträgen über die Zentralämter. Jeder beginnt mit einer kurzen Übersicht über die Geschichte des jeweiligen Amts; danach folgt eine chronologische Liste der Amtsleiter und ihrer Mitarbeiter. Zu jedem Beitrag gehört auch ein knapper Überblick der einschlägigen Forschungsliteratur. Am Ende des Buches befindet sich noch eine umfangreiche Bibliographie (S. 243–254) zur Geschichte des Verwaltungsapparats im Moskauer Staat. Selbstverständlich ist auch ein Namensindex vorhanden, was die Suche nach einzelnen Beamten und deren Dienstkarrieren sehr erleichtert. Im Index finden sich allerdings keine Seitenverweise, sondern nur Angaben über die Ämter, in denen die Person tätig war sowie die Jahre der Tätigkeit. Die Zusammenstellung der Informationen über die Dienstkarrieren der Moskauer Beamten wird für die weiteren

biographischen Forschungen zur Geschichte der russischen Vormoderne zweifellos hilfreich sein.

Trotz der offensichtlichen Nützlichkeit des Handbuchs für die künftige Forschung sind einige kritische Bemerkungen anzubringen. Der erste Kritikpunkt betrifft den Umfang. Angesichts der großen Bedeutung der Zentralämter für die Geschichte Russlands in der Frühen Neuzeit und der Menge an Forschungsliteratur ist das Handbuch ziemlich schmal geraten. Zusammen mit der Einführung und dem Index kommt es auf knappe 300 Seiten. Infolgedessen sind die Beiträge zu den einzelnen Ämtern extrem kurz. So nimmt z.B. die Information über das Strelitzenamt (*Streleckij prikaz*) nur eine halbe Seite (S. 178) ein. Zwar wird im Titel des Beitrags erwähnt, dass dieses Amt auch einen zweiten Namen trug – Amt der Hofinfanterie (*Prikaz nadvornoj pechoty*) –, jedoch erfährt die ganze Geschichte der eiligen Umbenennung (während des Aufstands der Strelitzen 1682) keine Erwähnung. Ebenso wird nirgendwo erwähnt, dass das Strelitzenamt für die Brandbekämpfung verantwortlich war, oder dass das Archiv des Amts selbst im 18. Jahrhundert einem Brand zum Opfer fiel, weswegen wir heute über viele äußerst interessante Dokumente nicht mehr verfügen. Nicht besser sieht es mit anderen Ämtern aus; das berühmte Außenamt (*Posolskij prikaz*) wird auf einer Seite abgehandelt (S. 132–133). Natürlich kann der Leser den Verweisen auf die Forschungsliteratur folgen, jedoch wären etwas vertieftere Überblicke sicherlich von Gewinn gewesen.

Die zweite Kritik betrifft ein in der russischsprachigen Forschungsliteratur leider ziemlich häufiges Phänomen. In der ausführlichen Bibliographie am Ende des Handbuchs finden nur zwei fremdsprachige Werke Erwähnung: die zweibändige Monographie von Marshall Poe von 2004 und ein Artikel von Peter B. Brown von 1983. Unberücksichtigt bleiben ein viel aktuellerer, umfangreicher Aufsatz von Brown in *Russian History* von 2009 sowie die Forschungen von Robert O. Crummey über die Moskauer Elite.

Insgesamt ist das Lexikon-Handbuch als übersichtliche Darstellung der Moskauer Zentralämter und ihres Personals von hohem Wert für alle, die sich mit der Geschichte des frühmodernen russischen Staates befassen, und verdient sicherlich einen Platz im Bücherregal jedes Historikers und jeder Historikerin. Wegen der genannten Defizite wird jedoch das Buch dieses Regal seltener verlassen, als man es idealerweise wünschen würde.

Gleb Kazakov, Freiburg i. Br.

CHRISTOPH AUGUSTYNOWICZ: Grenze(n) und Herrschaft(en) in der kleinpolnischen Stadt Sandomierz 1772–1844. Münster: LIT, 2015. 362 S., 12 Abb., 16 Ktn., 34 Tab. = Europa Orientalis, 16. ISBN: 978-3-643-50669-6.

Der Verfasser widmet sich in seiner Studie den Herrschaftswechseln, an die sich von der Ersten Teilung Polens bis Mitte des 19. Jahrhunderts die an der Weichsel gelegene südostpolnische Stadt Sandomierz anpassen musste. Bevor sie zu einer Stadt an der Peripherie degradiert wurde, nahm sie durch ihre Lage im Zentrum Polens eine bedeutende Stellung ein. Im Mittelpunkt der Studie steht die Frage, welche Auswirkungen die bei den verschiedenen politischen Zäsuren neu gezogenen Grenzen auf das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Stadt und damit auf den Alltag der Stadtbevölkerung hatten. Im Untersuchungszeitraum zählte diese „Stadt mittlerer Größe“ (S. 80) gerade einmal zwischen 2.060 (1777) und 3.500 (1848) Einwohner. Der jüdische Anteil an der Stadtbevölkerung machte in jener Zeit etwa 20 Prozent, 1853 dann schon 29 Prozent, aus. 80 Prozent der jüdischen Bevölkerung war Ende des 18. Jahrhunderts in Handwerksberufen tätig.

Christoph Augustynowicz stützt sich in seiner Studie sowohl auf die methodischen Instrumentarien der Regional- und Stadtgeschichte als auch auf die der Grenzraumforschung und versucht im Rahmen der Mikrogeschichte, die Lebenswelt der Stadtbewohner unter veränderter Herrschaft aufzuzeigen und verzerrte Geschichtsbilder zu korrigieren. Ein wichtiger Aspekt in dieser Fallstudie sind die zahlreichen biographischen Skizzen, die die Alltagsgeschichte am Beispiel ausgewählter Personen darstellen sollen. Augustynowicz weist auf das Fehlen von Ego-Dokumenten hin, die bei den biographischen Skizzen jedoch durch Berichte über die jeweiligen Personen in den Archivmaterialien ausgeglichen werden konnten. Der Verfasser kann sich nur zum Teil auf Detailstudien polnischer Historiker zur Geschichte der Stadt Sandomierz stützen. Ergänzt werden die Themenbereiche sowohl durch Archivdokumente als auch durch gedruckte Quellen. Der Großteil des benutzten Quellenmaterials stammt aus polnischen Archiven, vornehmlich aus dem Staatsarchiv von Sandomierz und dem Hauptarchiv Alter Akten in Warschau, sowie aus Wiener Archiven wie dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dem Hofkammerarchiv und dem Kriegsarchiv.

Im ersten Kapitel gibt der Verfasser einen Überblick über die Entwicklung der Stadt Sandomierz seit dem 10. Jahrhundert, folgt dann aber nicht weiter

dem chronologischen Verlauf einer Stadtgeschichte, sondern stützt sich auf das von Fernand Braudel entwickelte Modell der drei Ebenen. In den weiteren drei Kapiteln befasst er sich mit der Herrschaftspraxis der jeweiligen politischen Systeme, mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten sowie mit dem Einfluss von Raum und Grenzen auf das Stadtbild und die Stadtbevölkerung. In letzterem Kapitel geht der Verfasser auf die Bedeutung der Weichsel als bedeutendes topographisches Element für die Entwicklung der Stadt und für die Lebenswelten der Stadtbevölkerung ausführlich ein. Gerade die spezifische Lage an dem Zusammenfluss zweier Grenzflüsse, der Weichsel und des aus dem galizischen Gebiet, wenige Kilometer südlich von Sandomierz, zufließenden San, führte hier einerseits zu einem regen Gütertransport- und -austausch, andererseits aber auch zu einem ausgeprägten Schmuggelwesen. Der Verfasser weist darauf hin, dass in dem Untersuchungszeitraum keine größeren Veränderungen im Stadtbild vorgenommen wurden, da man auf die vorhandene Bausubstanz zurückgreifen konnte und den Gebäuden eine den Bedürfnissen der jeweiligen politischen Herrschaft notwendige Funktion zuwies. Aus diesem Grund hätten sich die Behörden meist auf Renovierungen oder Umbauten beschränkt. Deutlich abgegrenzt von der christlichen Stadt war die seit dem 14. Jahrhundert existierende jüdische Gemeinde, deren Häuser und religiöse Institutionen sich im nordwestlichen Teil der Stadt befanden. Die im Laufe des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in Sandomierz durchgeführten spektakulären Ritualmordprozesse schienen im Untersuchungszeitraum nicht mehr das christlich-jüdische Verhältnis zu belasten. Eine Erinnerung an die religiöse Verfolgung bzw. an die angeblichen Ritualmorde blieb jedoch in Form eines Gemäldes in der Kathedrale von Sandomierz erhalten, welches im kirchlichen Auftrag Anfang des 18. Jahrhunderts von Charles de Prévôt angefertigt worden war.

Das fünfte Kapitel ist der Entwicklung des Gesundheitswesens und des Bildungswesens in Sandomierz gewidmet. Das zuvor vornehmlich unter geistlicher Obhut befindliche Gesundheitswesen wurde in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts stärker unter staatliche Aufsicht gestellt, die dann nach der Annektierung des Gebietes im Jahre 1795 durch Österreich insbesondere durch die Regelung der Kompetenzen von Ärzten, Wundärzten und Hebammen weiter ausgebaut wurde. Wie der Verfasser in seiner Einführung betont, liegen mehrere Arbeiten zum Bildungswesen vor; dementsprechend wird dieses in der Studie auch umfangreicher behandelt. Besonders

einschneidende Veränderungen erlebte das vornehmlich von Jesuiten und Piaristen geprägte mittlere und höhere Schulwesen in Sandomierz, denn nach der Auflösung des Jesuitenordens im Jahre 1773 erhielten die Schulen unter der noch im selben Jahr in Warschau gegründeten Kommission für Nationale Erziehung völlig neue Lehrprogramme und mit der Einführung der polnischen Sprache als Unterrichtssprache ein weltliches Gepräge. Unter der kurzen österreichischen Herrschaft von 1795 bis 1809 wurde im Bildungswesen die polnische durch die deutsche Unterrichtssprache ersetzt, was wenig später im Herzogtum Warschau rückgängig gemacht wurde. In den nächsten Jahrzehnten während der kongresspolnischen Periode erwies sich dann die Einflussnahme der russischen Behörden auf die Schulen und das Lehrpersonal in als immer größer, insbesondere seit dem Beginn des Novemberaufstandes 1830, der zu einer strikten politischen Kontrolle über das gesamte Schulwesen und zur Forcierung des Russischunterrichts in den höheren Schulen führte. Dies wird in einer Tabelle, die den Unterricht in den Mittelschulen im Jahr 1822 und im Jahr 1840 gegenüberstellt, ganz deutlich (S. 299). Nicht nur die Schulen, sondern auch eine größere Anzahl von Druckereien und Bibliotheken stärkten die Stellung der Stadt Sandomierz als ein regionales Bildungszentrum, wie der Verfasser hervorhebt. Im Hinblick auf die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt wurde das Handwerk durch die Einrichtung einer Sonntagsschule im Jahre 1839 für Handwerker, die in jener Zeit mehr-

heitlich Analphabeten waren, gefördert und die berufliche Weiterbildung ergänzt. Eine Industrie konnte sich aufgrund der zunehmenden Marginalisierung der Stadt durch ihre periphere Lage und durch die den Warenaustausch einschränkenden Zollgrenzen nicht entwickeln. Dagegen schien der grenzüberschreitende Austausch im kulturellen Bereich weniger Einschränkungen erfahren zu haben, denn der Verfasser konnte aufgrund der Biographien einiger Akteure in der Stadt eine relativ hohe Mobilität, etwa beim Lehrpersonal oder bei einem Teil der Schülerinnen und Schülern, die aus Galizien kamen, nachweisen. Eine engere Beziehung zu Galizien konnte auch im Theaterleben festgestellt werden, denn in Sandomierz schienen insbesondere galizische Autoren große Anerkennung auf der Bühne zu finden; deutlich weniger habe sich das Theater dagegen von dem Warschauer Theaterleben beeinflussen lassen.

Jedem Kapitel folgen Zusammenfassungen, in denen die Forschungsergebnisse einer nochmaligen Überprüfung unterzogen werden. Das sechste und letzte Kapitel gibt einen Überblick über die Entwicklung der Stadt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart und enthält eine Zusammenfassung aller Ergebnisse der Studie. Quellenanhang, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Personenregister schließen die auf innovativen Fragestellungen beruhende Studie zur Mikrogeschichte einer an der Peripherie gelegenen Kleinstadt in Ostmitteleuropa ab.

Isabel Röskau-Rydel, Kraków

Die baltischen Länder und Europa in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Norbert Angermann / Karsten Brüggemann / Inna Pölsam-Jürjo. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2015. 416 S., Tab. = Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 26. ISBN: 978-3-412-50269-0.

Inhaltsverzeichnis:

<https://www.degruyter.com/viewbooktoc/product/469216?rskey=bnjGWX&onlyResultQuery=9783412502690&onlyResultQuery=9783412502690&rskey=bnjGWX>

Der Sammelband geht auf eine Tagung der Baltischen Historischen Kommission von 2009 in Göttingen zurück und versammelt insgesamt recht heterogene Aufsätze, die im Wesentlichen chronologisch angeordnet sind.

Lohnenswert zu lesen ist der Band im Einzelnen, da es sich bei den Autoren durchweg um Experten

ihres Faches handelt und somit Einblicke in zum Teil laufende Forschungen vermittelt werden. In der Gesamtschau regt der Band, nicht zuletzt durch den vorangestellten Aufsatz von ERWIN OBERLÄNDER zur Reflektion über die Rolle der Baltischen Länder innerhalb Europas in der Epoche der Frühen Neuzeit an. Dabei konstatiert Oberländer grundsätzlich eine Art des „Zurückbleibens“ der Region gegenüber den Entwicklungen in Westeuropa, was vor allem die soziale und wirtschaftliche Ebene betrifft, und greift in diesem Zusammenhang den Begriff des „Hineinragens ständisch gebundener Strukturen“ von Werner Conze auf. Ein gewisser Widerspruch dazu wird aus literaturwissenschaftlicher Sicht von MARTIN KLÖKER formuliert, der zur Verortung der deutschsprachigen Literatur im Baltikum während der Frühen Neuzeit ein koloniales Erklärungsmodell mit Deutschland als Zentrum und dem Baltikum als Peripherie ablehnt und eher für ein Modell plädiert, das von einem gleichberechtigten Ne-

beneinander von deutschen Literaturen in verschiedenen Regionen mit wechselseitigen Beziehungsverhältnissen ausgeht. Ungeachtet dieser Frage der Verortung dieser Region innerhalb der europäischen Entwicklung hält der Band insgesamt an der Verwendung des Epochenbegriffs Frühe Neuzeit mit Hinblick auf diese Region fest, nicht zuletzt auch, da zum einen westeuropäische Modernisierungstendenzen durch die schwedische Herrschaft oder die kurländischen Herzöge auch hierhin ihren Weg fanden, und zum anderen, weil auch aus politischer Sicht die Zusammenfassung dieser Jahrhunderte zwischen dem Zusammenbruch Altlivlands und der Etablierung der russischen Herrschaft in der Region sinnvoll erscheint. Jedoch ist damit auch ein weiteres Problem der Einbettung in den europäischen Kontext benannt, das auch von den Herausgebern und Oberländer thematisiert wird, und zwar das der Periodisierung. Was den Beginn dieser Epoche betrifft, so scheint in der Tat das Jahr 1561 als Zäsur wichtiger zu sein als die Jahrhundertwende um 1500. Dennoch wird die Agoniephase der altlivländischen Herrschaftsstruktur in den Jahrzehnten vor 1561 in mehreren Aufsätzen behandelt, welche nebenbei bemerkt gut aufeinander abgestimmt sind und sich hervorragend ergänzen. Zudem wird in diesen Beiträgen sehr überzeugend die überregionale Dimension der Ereignisse herausgestellt, beispielsweise durch die Ausführungen von MARINA BESSUDNOVA zu den Beziehungen zwischen Novgorod, Moskau und Livland. Die Beziehung zum östlichen Nachbarn wird im anschließenden Aufsatz von ANTI SELART noch fortgeführt, der durch die Konzentration auf die Person Johann Blankenfelds zudem auch eine perfekte Überleitung zu den ebenfalls personengeschichtlich um das Erzbistum Riga kreisenden Aufsätzen von STEFAN HARTMANN und MADIS MAASING darstellt.

Wie sehr die Region auch personell anhand von Netzwerken im nordosteuropäischen Kontext eingebettet war, wird vor allem in den Aufsätzen von IVAR LEIMUS zu den Münzbeziehungen Livlands im 16. Jahrhundert, von DIRK-GERD ERPENBECK über die Glasmacher und von VIKTOR ZACHAROV zu den baltischen Kaufleuten in Russland während des 18. Jahrhunderts deutlich. Allerdings ist insbesondere der Aufsatz von Erpenbeck allzu sehr um Vollständigkeit bemüht, so dass für diejenigen, die sich nicht ausgerechnet mit Glasmacherei im Baltikum im 18. Jahrhundert interessieren, die summarische Auflistung von Namen und Orten nur bedingt Erkenntnisgewinn bereithält.

Die überregionale Dimension wird auch in den

beiden sich ebenfalls gut ergänzenden Aufsätzen zum Herzogtum Kurland und Semgallen thematisiert. Während VOLKER KELLER dabei sehr quellennah die Anfänge der diplomatischen Beziehungen zwischen den ungleichen Partnern England und Kurland untersucht, konstatiert ANDREAS FÜLBERTH trotz vieler Forschungsleistungen zur kurländisch-niederländischen Beziehungsgeschichte einige Desiderata.

Als regionale Mikrostudien zu verstehen sind die Arbeiten von INNA PÖLTSAM-JÜRJO zu Neu-Pernau, von LEA KÖIV zur schwedischen Kirchenpolitik in Reval und von ENN KÜNG zur Tätigkeit des Kaufmanns Jacob Porteus in Narva. Insbesondere diese Aufsätze bilden einen idealen Gegensatz zu den allgemeinen Überlegungen Oberländers, da sie einen sehr dichten Einblick in das konkrete Leben einzelner Personen vermitteln. Wie die genannten Ortschaften jedoch deutlich machen, liegt insgesamt in dem Band ein gewisser Schwerpunkt auf den heute estnischen Raum, was sicherlich mit dem wissenschaftlichen Profil der Herausgeber zusammenhängt, aber vielleicht auch auf den Stellenwert der Frühen Neuzeitforschung in Lettland zurückzuführen ist. Der einzige lettische Beiträger, GVIDO STRAUBE, entwirft ein eher knappes Bild zu der aus seiner Sicht noch nicht hinreichend erforschten Gegenreformation in Livland unter polnischer Herrschaft und ihrem Scheitern. Ebenfalls etwas für sich stehen die letzten beiden Aufsätze von BOGUSŁAW DYBAŚ und MATI LAUR, die sich beide mit herausragenden Persönlichkeiten beschäftigen. Dybaś beschäftigt sich mit der umstrittenen Figur Johann Reinhold Patkuls und der „Kapitulation“ gegenüber August dem Starken von 1699 und Laur widmet sich der Reformpolitik des Generalgouverneurs George von Browne im Sinne einer „guten Policy“. Beiden gemeinsam ist die Thematik der Privilegien der Ritterschaften gegenüber der überregionalen Zentralgewalt und das Verhältnis der Stadt Riga zum Adel innerhalb der Region. Das Thema des Widerspruchs zwischen Adelsprivilegien und unifizierender Zentralgewalt war auch und ganz besonders während des 19. Jahrhunderts äußerst aktuell, womit deutlich wird, dass anders als der Zeitraum zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Wende vom 18. zum 19. Jh. weniger als starke Zäsur in der Geschichte der Baltischen Länder in Erscheinung tritt.

In den Ausführungen von Dybaś wird beiläufig ein Aspekt genannt, der insgesamt stärker Berücksichtigung hätte finden können; und zwar hielt man es in den Überlegungen bezüglich der „Kapitulation“ für ratsam, an der Grenze zwischen dem polni-

schen Livland und dem damals noch schwedischen Livland festzuhalten, was zeigt, dass das heutige Lettgallen in dieser Epoche nicht mehr Teil der „Baltischen Länder“ war – ein nicht unwesentliches Ergebnis dieser Epoche! Die Zusammengehörigkeit der anderen zum Teil politisch gesehen doch recht heterogen verwalteten Gebiete als „Baltische Länder“ wird an keiner Stelle des Bandes angezweifelt, aber auch nicht umfassend erläutert. Dass die Regionalgeschichte Lettgallens in diesem Band als Teil der polnischen Geschichte aus dem Blickwinkel ‚verschwindet‘, mag auch daran liegen, dass man in diesem Band wenig vom Leben der Esten und Letten erfährt. Es handelt sich, sicherlich aufgrund der Quellenlage, um eine Geschichte der Baltischen Länder in der Frühen Neuzeit praktisch ohne Esten und Letten, was eigentlich schade ist, an dem großen wissenschaftlichen Wert der einzelnen Aufsätze allerdings nichts ändert.

Besonders gelungen sind die gut aufeinander abgestimmten Themenkomplexe, wie der zu den diplo-

matischen und wirtschaftlichen Beziehungen des alten Livlands vor 1561 in den Texten von Bessudnova, Selart, Hartmann und Maasing, oder der kleine Teil zu Kurland, sowie drittens die enggeführten Regionalstudien von Põltsam-Jürjo, Kõiv, Küng. Problematischer zu lesen sind die faktographischen Auflistungen von Personen- und Ortsnamen in den Texten von Leimus, Erpenbeck und Zacharov. Gewissermaßen für sich stehen die Aufsätze von Straube, Dybaś und Laur. Alle zusammen liefern sie im Kontext der von Oberländer eingangs aufgeworfenen Fragen zur Verortung der Region im Europa der Frühen Neuzeit neue Denkanstöße. Diese bleiben allerdings notgedrungen innerhalb ihrer Disziplinen, die eher traditionell von diplomatie-, wirtschafts- oder politikgeschichtlichen Fragen bestimmt sind. Kulturgeschichtliche Fragestellungen finden sich kaum.

Tilman Plath, Greifwald

Klerus und Nation in Südosteuropa vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Hrsg. von Aleksandar Jakir / Marko Troglić. Frankfurt a.M. [usw.]: Peter Lang, 2014. 272 S., 4 Abb., Tab. = Pro Oriente. Schriftenreihe der Kommission für südosteuropäische Geschichte, 6. ISBN: 978-3-631-62876-8.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1059312891/04>

Der anzuzeigende Sammelband beruht auf einer Tagung der „Pro-Oriente-Kommission für südosteuropäische Geschichte“ in Split 2012 mit Teilnehmern aus acht Ländern, vier von ihnen aus der Gastgeberstadt Split. Der Band umfasst neben der Einleitung zwölf Beiträge, die sich auf das Verhältnis von Klerus und Nation bei Slowaken, Slowenen, Italienern, Kroaten, Bosniaken, Rumänen, Bulgaren und Griechen beziehen. Als Lücke in der Reihe empfindet man dabei das Fehlen von Texten zu Albanern und Serben. Die Beiträge zu den Slowaken und zur Entstehung des *Partito popolare italiano* sind zwar nicht durch den Titel des Bandes miterfasst, doch von Ansatz und Fragestellung her fügen sie sich in das Konzept des Bandes sehr gut ein. Sieben der Aufsätze beziehen sich auf die Rolle des katholischen Klerus in verschiedenen Ländern, einer auf den bosnischen *ulema* und vier auf orthodoxe Kirchlichkeit. Drei Beiträge sind auf Italienisch verfasst, zwei auf Englisch, die größere Zahl jedoch auf Deutsch, wobei es

sich in mehreren Fällen um Übersetzungen aus den Muttersprachen der Verfasser handelt. Die behandelten thematischen Schwerpunkte reichen vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Teils fassen die Texte Forschungsstände zusammen, teils sind sie aus Archivbeständen oder bestimmten publizierten Quellen heraus erarbeitet. Als hier besonders ertragreich seien die Beiträge von MASSIMILIANO VALENTE über die Haltung der Kurie nach 1918 gegenüber der Frage der Stellung von Rijeka (Fiume) und von OLIVER SCHMITT über das Verhältnis von orthodoxem Klerus und extremer Rechter im Rumänien der Zwischenkriegszeit genannt. Auf eine nähere Vorstellung aller Beiträge sei hier verzichtet; dies leistet die Einleitung zum Band selbst, und das Inhaltsverzeichnis des Bandes ist über einen Link am Anfang dieser Rezension zugänglich.

Die Herausgeber sprechen in der Einleitung selbst die „Heterogenität“ des Bandes (S. 7) an. Gemeinsamen Nenner aller Beiträge bilden die Präsenz des Klerus als Akteur (oder als Objekt der Aktionen anderer) im Narrativ und die Verflechtung von nationaler und religiöser Identität. Die Konstellationen in den einzelnen Beiträgen sind jedoch ganz verschieden: der Klerus als intellektuelle Avantgarde der im Entstehen begriffenen Nation oder auch im Spannungsfeld zwischen konkurrierenden nationalen Ansprüchen; Differenzierungen innerhalb der Hierarchie und zwischen Welt- und Mönchsgeistlichkeit; für den katholischen Klerus die Ambivalenz zwi-

schen Loyalität gegenüber der Gesamtkirche und Rom einerseits und Selbstverständnis als Sprecher nationaler Anliegen andererseits; unterschiedliche Haltungen im Umgang mit anderen Konfessionen bzw. Religionen und Nationen; der Klerus als Verbündeter bestimmter politischer Gruppen; sein Verhältnis zu Liberalen und antiklerikal Eingestellten; die nationale Aufladung des Sakralen und die Sakralisierung der Nation.

In allen behandelten Fällen erfolgte die Nationsbildung im Rahmen einer klar dominanten Konfession; diese wurde zum Kennzeichen nationaler Identität und oder sogar dominantes Distinktionsmerkmal wie im Falle der gegenseitigen Abgrenzung von Kroaten, Bosniaken und Serben. Die einzige Nation in Südosteuropa, die sich nicht über eine dominante Religion konstituiert, nämlich die albanische, ist im Band, wie gesagt, nicht vertreten.

IVICA ŠARAC geht in seinem Aufsatz über *Die Rolle des Klerus im Prozess der Formierung nationaler Identität unter den Kroaten Bosnien-Herzegovinas [...]* (S. 145) davon aus, die gesellschaftlichen Gruppen seien in der Ausgangskonstellation des 19. Jahrhunderts „ethnisch heterogen, aber religiös homogen“ gewesen. Welche ethnische Heterogenität soll dies gewesen sein? Entscheidend war, neben der sozialen Differenzierung und regionaler Identität, nur die Religion! Religions- bzw. Konfessionsgrenzen überwindende Versuche einer nationalen Identitätsbildung sind hier gescheitert. Der Umfang der einst religiös definierten Gruppen hat sich nicht geändert, nur ist die religiöse durch die nationale Identität überlagert worden.

Der Beitrag von VALERY STOJANOW über die Neu-Erfindung der Verleihung der Würde eines „Archon“ der bulgarischen orthodoxen Kirche an Laien, die sich als großzügige Förderer und Stifter betätigt haben, ist am besten dem investigativen Journalis-

mus zuzuordnen. Unwidersprochen kann Stojanow auf Korruption, Missachtung von Kirchenrecht und Eitelkeit der Beteiligten verweisen, doch den Leser irritiert das plakativ gepflegte Arsenal an Negativschablonen des Autors – der Vatikan, die bulgarische Amtskirche, Neureiche, Kraftsportler. Trotz des geschilderten Sumpfes rechnet Stojanow abschließend mit dem Nutzen der historischen Erfahrung der bulgarischen Kirche aus „tausendjähriger Tradition“ (S. 239).

VASILIOS N. MAKRIDES zeichnet nach, wie sich die orthodoxe Kirche in Griechenland erst allmählich zum Protagonisten der Nationalstaatlichkeit profiliert hat, war die griechischsprachige Orthodoxie doch über das Phanariotentum eher eine Säule der multireligiös und multiethnisch bestimmten Identität des Osmanischen Reiches gewesen. Makrides verbindet einen gegen die Institution Kirche gerichteten Antiklerikalismus explizit mit dem Westen (S. 248); im orthodoxen Osten sei dieser „hauptsächlich auf der Ebene der kritischen oder spöttischen Äußerungen und der entsprechenden Gefühle“ geblieben. Das mag für die jungen orthodoxen Nationalstaaten gelten eben, weil die Nation auch über die Religion definiert war, aber dass „in Russland vor der Oktoberrevolution der Antiklerikalismus einigermaßen begrenzt war“, möchte ich zumindest für das städtische Milieu bezweifeln.

Der Band spiegelt, zugleich als Dokumentation der persönlichen Begegnungen in Split 2012, die Vielfalt möglicher Zugriffe auf das Thema „Klerus und Nation“ wider; er dient in seiner Gesamtheit als ein Überblick über zentrale Fragen der Geschichte Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert aus einer ungewöhnlichen Perspektive, er bietet Impulse zu weiteren Forschungen.

Ludwig Steindorff, Kiel

The Vatican „Ostpolitik“ 1958–1978. Responsibility and Witness during John XXIII and Paul VI. Ed. by András Fejérdy. Roma: Viella, 2015. 271 S. = Bibliotheca Academiae Hungariae – Roma. Studia, 5. ISBN: 978-88-6728-582-2.

Inhaltsverzeichnis:

http://bvbr.bib-bvb.de:8991/exlibris/aleph/a22_1/apache_media/EE5XES5A1K819FVH5M752KF2-PHLIML.pdf

Am 24. September 1964 schloss der Heilige Stuhl zum ersten Mal überhaupt mit einer kommunisti-

schen Regierung in Osteuropa ein Abkommen, nämlich mit Ungarn. Es beinhaltete weitgehendes Entgegenkommen Roms bei der Besetzung der Bischofsstühle in Ungarn, konnte aber nicht verhindern, dass Kirchenangehörige auch im Weiteren kontrolliert und verfolgt wurden. Dennoch markierte es den Beginn eines politischen Dialoges, den der Vatikan gegenüber den Ländern des Ostblocks einleitete, um die dortigen katholischen Kirchen und ihre bedrohten Strukturen zu stützen. Dieser Dialog erhielt in Analogie zur später einsetzenden „Ostpolitik“ der Ära Brandts ebenfalls diese Bezeichnung – gemeinsam war beiden die trügerische Hoffnung auf „Ent-

spannung“ und „Normalisierung der Verhältnisse“. Für Rom war dies eine heikle Angelegenheit, wertete es doch die „Volksdemokratien“ im östlichen Europa international auf und stärkte damit ihre Legitimation. Die bereits zeitgenössisch geführte Diskussion darüber wurde stark verengt auf die Positionen, dass der Heilige Stuhl in seiner Ostpolitik einerseits das Wohl und das Bestehen noch vorhandener kirchlicher Strukturen und Hierarchien zugunsten der pastoralen Verpflichtung unterstützen und damit den kommunistischen Regimen gegenüber offen sein solle. Andererseits wurde die Aufgabe der Kirche unterstrichen, in der Bewahrung „ewiger Werte“ den kommunistischen Machthabern kompromisslos gegenüberzutreten.

Zurückgehend auf eine 2014 in Budapest stattfindende Konferenz in Würdigung des vatikanisch-ungarischen Abkommens, behandelt der vorliegende Band die Politik des Heiligen Stuhls gegenüber den kommunistischen Regimen im östlichen Europa seit Beginn der sechziger Jahre. Bei allem Diskurs, der anhält, gab es am Dialog Beteiligte und vom Dialog Betroffene, die sich oft genug nicht ausreichend berücksichtigt fanden: nämlich die jeweiligen Ortskirchen. Diese kritisierten nicht selten den päpstlichen Annäherungskurs, weil sie ihn für zu nachgiebig denjenigen Machthabern gegenüber hielten, die sie mit ihrer rigorosen Kirchenrepression in enge Schranken verwiesen und Kirchen und Gläubigen kaum Möglichkeiten für rituelles und praktisches Wirken ließen. Die Perspektive vor allem dieser regionalen Ebene stellen die zwölf – in einem regulären doppelt-blinden Verfahren begutachteten – Beiträge renommierter Kirchenhistoriker aus Italien, Ungarn, Frankreich, der Slowakei, Polen, Russland, Österreich und Litauen in ihren Mittelpunkt. Sie geben der Forschung einen erheblichen Schub, weil sie erstmals in einer internationalen Runde komparative Bezüge bei der Analyse der vatikanischen Ostpolitik aus der Perspektive vor Ort herstellen. Im Fokus steht dabei die katholische Kirche mit lateinischem Ritus, so dass insbesondere die Verhältnisse in der Tschechoslowakei, Rumänien, Ungarn, der DDR, Österreich, Polen und Litauen vorgestellt werden, wo freilich Status, Größe und traditionelle Verankerung der katholischen Kirchen je nach Land unterschiedlich gelagert waren.

In seiner dichten und durchdringenden Einleitung unterstreicht der Herausgeber, Professor für Kirchengeschichte an der Katholischen Universität von Budapest-Piliscsaba, ANDRÁS FEJÉRDY, das Anliegen des Unternehmens, durch einen frischen Blick auf neu herangezogene historische Quellen eine Dif-

ferenzierung bei der Bewertung der päpstlichen und von Rom ausgehenden Ostpolitik zu erreichen. Ein Resultat ist dann auch die Beobachtung, dass der Vatikanischen Ostpolitik nur ein „begrenzter Erfolg“ zuzuschreiben ist. Diese Erkenntnis wird im Band in drei größeren Abschnitten hergeleitet:

Der erste Abschnitt behandelt internationale und kulturelle Kontexte. Zunächst behandelt PÁL HATOS die „westlichen Wurzeln“ der Ostpolitik, die er unter anderem im „pastoral turn“ ab der Wahl von Johannes XXIII. im Jahr 1958 verortet. ROBERTO MOROZZO DELLA ROCCA stellt Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli (1914–1998) als den wichtigsten päpstlichen Diplomaten in den Vordergrund, der die Architektur der päpstlichen Ostpolitik entwarf. Konflikte mit weniger kompromissbereiten Bischöfen in den sozialistischen Staaten, die oft genug und im wahrsten Sinn des Wortes am eigenen Leib den gewalttätigen Fanatismus der Regime erlebt hatten, waren damit vorgezeichnet – so saß etwa der ungarische Kardinalprimas József Mindszenty seit 1956 in der US-amerikanischen Botschaft in Budapest als politischer Flüchtling fest. Casaroli, der das „Große und Ganze“ im Blick haben musste, trug die Meinungsverschiedenheiten mit den Bischöfen vor Ort aus. Dieser komplexe Aspekt, der ethische Bewertungen verbindet mit realpolitischen Überlegungen, Diskursen über Perspektiven und nicht zuletzt auch mit kirchenpolitisch relevanten Akteuren und Milieus, bildet einen wesentlichen Kern der Diskussion vatikanischer Ostpolitik, um den sich die meisten anderen Beiträge des Bandes direkt oder indirekt gruppieren. Ebenfalls bedeutsam ist freilich der Standpunkt des tonangebenden Staats im Osten, der Sowjetunion: Die unterschiedlichen Reaktionen auf vatikanische Annäherungsversuche, die verschiedene politische Institutionen in der Sowjetunion in den sechziger und siebziger Jahren an den Tag legten, stellt ADRIANO ROCCUCCI anhand von internen Berichten des sowjetischen Rats für Religiöse Angelegenheiten und des KGB dar. Hier wird klar, dass der von Rom aus vorbereitete Dialog als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der UdSSR gewertet wurde. Dass die ostmitteleuropäischen und sowjetischen Satellitenstaaten aber geneigter waren, auf das Gesprächsangebot einzugehen, wurde in Moskau mit Argwohn beobachtet, da der Vatikan es darauf anlegte, einen Keil in das sozialistische Lager zu treiben. Dennoch lehnte der Kreml nicht grundsätzlich die unter dem Pontifikat von Johannes XXIII. angestrebte internationale Sicherheits- und Kooperationsstruktur in Europa ab. Die besondere Bedeutung und Rolle, die Österreich für die

Ostpolitik von Pius XII., Johannes XXIII. sowie von Paul VI. spielte und die auf das historische Erbe der habsburgischen Diplomatie zurückgeht, steht bei THOMAS GRONIER im Mittelpunkt der Betrachtung. Wegen der nicht vorhandenen diplomatischen Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und den Ländern unter sowjetischer Herrschaft wirkten österreichische Diplomaten vielfach als Vermittler.

Der zweite Abschnitt widmet sich der Quellenlage. NADEZHDA BELYAKOVA stellt sowjetische archivalische Quellen und daran anzuknüpfende vielversprechende Forschungsperspektiven vor. Insbesondere die Sammlung von „Memorial“ berge Einsichten in die Perzeption der Ostpolitik durch die Geistlichkeit und die Laien vor Ort. Bedeutsam sei auch die vertiefte Untersuchung, wie der Vatikan in der sowjetischen Politik wahrgenommen wurde und wie sowjetische Politiker und Vertreter der Russischen Orthodoxen Kirche versuchten, ein möglichst positives Bild der UdSSR zu zeichnen. ADAM SOMORJAI unternimmt im Folgenden die Untersuchung amerikanischer diplomatischer Berichte für zwei Fallstudien: zum einen zur Rezeption der Enzyklika *Pacem in Terris* (1963), zum anderen beschreibt er diplomatische Berichte über Mindszenty und seine Zuflucht in der amerikanischen Botschaft in Budapest in den Jahren 1956–1971. Erst mit der Veröffentlichung der Enzyklika kam Bewegung in die Angelegenheit Mindszenty, die einen engen Kontakt zwischen der amerikanischen Diplomatie und dem Vatikan nach sich zog. Als bisher kaum beachtetes Egodokument für die Einschätzung der Ostpolitik steuert INESE RUNCE eine Studie zum 2010 veröffentlichten Tagebuch von Kardinal Julijans Vaivods (1895–1990), Erzbischof von Riga, bei. Dieser sei als informelles und symbolisches Instrument der Kommunikation zwischen der Sowjetunion und dem Vatikan zu sehen und als Indikator für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in der Sowjetunion. Allerdings sei die Kirchenverfolgung in Litauen aus landesspezifischen Gründen moderater gewesen als in anderen sowjetischen Republiken. Die Aussagekraft von Be-

richten aus den Archiven des tschechoslowakischen Geheimdienstes wägt PAVOL JAKUBČIN in seinem anschließenden Beitrag ab. Dabei erwähnt er auch ein Treffen zwischen Vertretern der Geheimdienste im Juli 1967 in Budapest, das der Koordinierung der Überwachung vatikanischer Aktivitäten diene.

Im dritten und letzten Abschnitt kommen schließlich neue Forschungsansätze zur Sprache. ANDRÁS FEJÉRDY schlägt Kriterien für die comparative Analyse der Gespräche vor, die der Vatikan einerseits mit Budapest, andererseits mit Prag in den sechziger und siebziger Jahren führte. Dass nationale Aspekte in den Verhandlungen zwischen dem Heiligen Stuhl und den Ländern im östlichen Europa zu berücksichtigen waren und daher auch einer besonderen historiographischen Untersuchung bedürfen, betont EMILIA HRABOVEC für den Fall der Tschechoslowakei. Casaroli hatte seinerzeit die Verhandlungen mit Prag als die schwierigsten seiner Mission charakterisiert. Neue Quellen und neue Interpretationen legt KRYSZTOF STRZALKA für das Übereinkommen zwischen Polen und dem Vatikan von 1974 vor. Als Letztes erinnert ROLAND CERNY-WERNER an die Reise Casarolis nach Ost-Berlin im Jahr 1975 und schließt mit seinem rezeptionsgeschichtlichen Beitrag den Band ab.

Insgesamt bietet dieser nicht nur neue Erkenntnisse bezüglich regionaler Auswirkungen der päpstlichen Ostpolitik, sondern auch implizit und explizit Ansatzpunkte für weitere Forschungen, die auch die postkommunistische Gegenwart einbeziehen. Diese sollten verstärkt die Mikroebene in ihren Blick nehmen, um das Ausmaß gläubiger Opferbereitschaft einerseits und staatlichen ‚Verfolgungswahns‘ andererseits auszuloten, um zu einer genaueren Bewertung der leidvollen Erfahrungen der Kirchen in Osteuropa zu kommen. Auch diese sind Teil der modernen europäischen Religionsgeschichte, werden aber kaum (mehr) in der westlichen Historiographie wahrgenommen.

Katrin Boeckh, Regensburg/München

CHRISTIAN SCHMIDT-ROST: Jazz in der DDR und Polen. Geschichte eines transatlantischen Transfers. Frankfurt a.M. [usw.]: Peter Lang, 2015. XI, 281 S., 3 Abb. = Jazz under State Socialism, 3. ISBN: 978-3-631-65309-8.

Meanings of Jazz in State Socialism. Ed. by Gertrud Pickhan / Rüdiger Ritter. Frankfurt a.M. [usw.]: Peter Lang, 2016. 227 S. = Jazz under State Socialism, 4. ISBN: 978-3-631-66409-4.

Beide vorliegenden Bücher widmen sich der Geschichte des Jazz im sozialistischen Block nach 1945. Das Erkenntnispotential dieses Themas ist groß – es verbindet Fragen nach der Dynamik des Kalten Krieges, den Möglichkeiten und Grenzen sozialistischer Kulturpolitik und dem Spannungsfeld transnationaler, sozialistischer und nationaler Kultur. Indirekt ist mit der Rezeption, Aneignung und Weiterentwicklung des Jazz das Problem autonomer Kulturproduktion und der Vergemeinschaftung in den sozialistischen Gesellschaften, aber auch von Jugendkulturen, Generationskonflikt und gesellschaftlicher Distinktion verbunden. Der hybride Charakter des Jazz zwischen Populär- und Hochkultur, zwischen US-amerikanischem und nationalen Bezugspunkten und zwischen kollektivem Spiel und Improvisation des Individuums machten ihn bereits für Zeitgenossen extrem deutungs Offen und damit umkämpft. Für den Jazz erwuchs daraus besonders die Assoziation zwischen der Musik und einem vermeintlich rebellischen und antitotalitären Impetus, den politische Akteure auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs forcierten. Über die Narrative der Jazzer selbst hat dieser Zusammenhang seinen Weg bis in die gegenwärtigen nationalen Jazzgeschichten gefunden. Im Umgang mit diesem Narrativen liegt eine zentrale Herausforderung historischer Studien zum Jazz.

Der Sammelband *Meanings of State Socialism* erwuchs aus dem an der FU Berlin angesiedelten Forschungsprojekt *Widerständigkeit durch Kulturtransfer – Jazz im Ostblock*. In den insgesamt acht Beiträgen diskutieren die Autorinnen und Autoren über unterschiedliche Zugänge und für verschiedene Zeiträume Fragen nach gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Kontexten des Jazz zwischen 1945 und 1990/91 in der Sowjetunion, dort speziell in Estland, in Ungarn, der DDR, der ČSSR und der VR Polen, wobei letztere die Beiträge dominiert. Die Herausgeber Gertrud Pickhan und Rüdiger Ritter entfalten in der Einleitung das Panorama an Bedeutungen, die dem Jazz zugeschrieben wurden und ihn für die Ge-

schichtsschreibung zum 20. Jahrhunderts so ergiebig machen können. Sie machen vier Felder aus, in denen er politische und gesellschaftliche Konflikte generieren konnte. Dazu zählen die Assoziation mit Sexualität, die nationalkonservativen Kräften im Westen genauso wie stalinistischen Funktionären eine Angriffsfläche bot, und der Vorwurf der Primitivität, den besonders die Eliten der Hochkultur bemühten. Auch verschob der Jazz als Symbol für Modernität mögliche politische Orientierungen – nicht mehr nur die Sowjetunion, sondern auch die USA konnten über ihn als moderne Alternative zu Europa gedacht werden. Schließlich stellte der Jazz den Sozialistischen Realismus als die affirmative Kulturdoctrin des sowjetischen Blocks in Frage. Es ist daher folgerichtig, nicht einfach ein Scheitern sozialistischer Kulturpolitik gegenüber dem Jazz zu postulieren, sondern nach Grenzen und Möglichkeiten der Rezeption und Adaption in den einzelnen nationalen Kulturen des Ostblocks zu fragen. Den folgenden Fallstudien gelingt das in unterschiedlichem Maße.

Der erste Beitrag von RÜDIGER RITTER ist keine Fallstudie, sondern vertieft die in der Einleitung angerissenen Überlegungen zum Jazz in Osteuropa zwischen 1945 und 1990/91. Anhand von drei Ebenen (globaler Politik im Kalten Krieg, den staatssozialistischen Gesellschaften und den stilistischen und sozialen Implikationen der Musik selbst) fragt der Autor, wie die Interaktion von Musikern, Hörern und Vertretern der Staatsmacht politisch zu verstehen sei. Ritter plädiert dafür, Jazz nicht auf einen Indikator für nonkonformes Verhalten zu reduzieren, sondern ihn „als großes Spielfeld in den Staaten des Ostblocks für künstlerische und soziale Möglichkeiten zu verstehen“ (S. 18). Jazz, so kann der Autor überzeugend am Beispiel der Radiosendungen von Willis Conover bei der Voice of America und deren Verwendung in sozialistischen Radiostationen darlegen, profitierte letztlich eher von der propagandistischen Auseinandersetzung des Kalten Kriegs, als dass diese ihm schaden. Als der Jazz durch den Boom des Rocks ab Anfang der sechziger Jahre sein Alleinstellungsmerkmal als Musik für jugendliche Distinktion verlor und die von den sozialistischen Kulturpolitiken unterstützte Nationalisierung des Jazz voranschritt, waren es nach Ritter besonders die transnationalen Netzwerke um Conover und die die mit ihm verbundenen Musiker und Organisatoren, die die subtile Langzeitwirkung des Jazz ausmachten. MARTA DOMURAT-LINDE offeriert in ihrem aufschlussreichen Beitrag eine kritische Lesart des Jazz, die der Leser in manchem anderen teilweise vermisst. Auf der Suche nach den narrativen Elementen

des Mythos *Polski Jazz* rekapituliert die Autorin die Geschichte des polnischen Jazz nach dem Krieg, kontrastiert zahlreiche Mystifizierungen mit der historischen Realität und erklärt, wie die Musik im nationalen Bewusstsein zum kulturpolitischen Aushängeschild des heutigen Polens werden konnte. Der Beitrag von IGOR PIETRASZEWSKI ist schwieriger einzuschätzen, weil er eher eine chronologische Übersicht über den polnischen Jazz und den sich wandelnden gesellschaftlich-politischen Status der Musik bietet. Das weitgehende Fehlen von Belegen erschwert es, den postulierten soziologischen Ansatz des Textes zu erkennen und ihn mit den anderen Beiträgen zu verknüpfen. GERGÖ HAVADI hat den umfangreichsten Beitrag des Bandes zur Entwicklung des Jazz in Ungarn geliefert. Dort durchlief die Musik zwischen 1945 und 1948 zunächst eine Boomphase, die an die Rezeption des Jazz in den dreißiger Jahren anknüpfen konnte. Bis Mitte der fünfziger Jahre wiederum versuchte die aus Moskau initiierte antiwestliche Kulturpolitik den Jazz aus dem musikalischen Leben zu verdrängen, freilich ohne dies angesichts informeller Arrangements in Restaurants, einer Untergrundszene oder der Jazzsendungen der Voice of America auch durchsetzen zu können. Insgesamt erscheint dem Leser der ungarische Fall zwischen der sowjetischen und der polnischen Entwicklung angesiedelt: Wie in der Sowjetunion war es der kommunistische Jugendverband, unter dessen Patronage zu Beginn der sechziger Jahre Jazzcafés entstanden, um den erzieherischen Einfluss auf die Jugend zu erhöhen. Die vom Autor angeführten Zahlen von 100 Jazzklubs in den achtziger Jahren, viele davon freilich nur auf dem Papier existent, und die Liste prominenter internationaler Jazzstars auf ungarischen Bühnen erinnern hingegen eher an polnische Verhältnisse. PETER MOTYČKA erörtert mit der Geschichte der tschechoslowakischen „Jazzsektion“ einen der wenigen Fälle nach dem Ende der Entstalinisierungskrisen in Osteuropa, in denen eine Organisation von Jazzprotagonisten in offene politische Konflikte mit Partei und Staat geriet. Die zwischen 1971 und 1984 bestehende Sektion avancierte rasch zum Organisationszentrum autonomer Kultur in der ČSSR, die sich nicht nur auf Musik beschränkte, sondern auch Malerei und Theater einschloss, und zwischen diesen Genres und einer breiteren Öffentlichkeit vermitteln wollte. Anhand der von der Sektion organisierten Prager Jazztage kann Motyčka besonders anschaulich das Selbstverständnis von Künstlern im Zeitalter der „Normalisierung“, ihre Publikationsformen, aber auch die Binnenkonflikte zwischen involvierten Künstlern

aufzeigen, die von der Sektion moderiert wurden und die man gegen Maßnahmen des Staates abzusichern versuchte. Erst die Vernetzung der „Jazzsektion“ mit Organisationen wie Amnesty International und Helsinki Watch, die Auflösung der Sektion 1984 und die folgenden Gerichtsprozesse trugen, so er Autor, zur Desintegration des sozialistischen Systems der ČSSR bei. Im seinem dritten Beitrag zur Entwicklung des Jazz in der UdSSR diskutiert RÜDIGER RITTER die Relevanz von Aushandlungsprozessen in der Nachstalinzeit, die hinter verschlossenen Tür eine Anerkennung des modernen Jazz möglich machten. Dafür erörtert Ritter exemplarisch eine Konferenz des sowjetischen Komponistenverbands im Jahre 1962, die Einrichtung von Jugendcafés durch den Komsomol, die ersten Jazzfestivals in Moskau in der liberalen Frühphase der Brežnev-Zeit, den Besuch von Willis Conover in Moskau und die Entstehung eines Ausbildungssystems für Jazzmusik Ende der 1960er Jahre. Einen der spannendsten Beiträge des Bands lieferte HELI REIHMANN mit seiner mikrogeschichtlichen Fallstudie zum „Swingclub“ in Tallinn zwischen 1947 und 1956. Diese informelle Vereinigung von Musikern und Jazzfans unter Leitung des Multiinstrumentalisten Uno Naissoo spielte nicht nur Jazz, sondern diskutierte und publizierte auch theoretische Texte über die Musik in einer für estnische Künstler kritischen Phase, in der die antiwestliche Kampagne des Kremls parallel zur Sowjetisierung Estlands ablief. Es erscheint unter diesen Umständen auf den ersten Blick umso kurioser, dass die Vertreter des Swingclubs in ihren Texten eine äußerst ablehnende (und dem sowjetischen Standpunkt auffallend ähnliche) Position gegenüber modernem improvisierten Jazz wie dem Beebop einnehmen. Dessen vermeintlich intrinsische Assoziation mit Freiheit erscheinen im Spiegel der Fallstudie als politische Konstruktionen der Führungen in Washington und Moskau. Naissoo und seine Mitstreiter sahen die musikalische Zukunft des Jazz eher im Swing und der Adaption nationaler Melodien, die ihre Wurzeln in der estnischen Zwischenkriegszeit hatten und erst in den fünfziger Jahren für die sowjetische Kulturpolitik ein Werkzeug zur Domestizierung des amerikanischen Jazz werden sollte.

Die Herausgeber haben mit dem Sammelband ein klares Plädoyer für das historische Potential des Themas abgegeben. Deutlich ist geworden, dass die nationalen Regierungen bei ihrer Kulturpolitik gegenüber dem Jazz nach Stalins Tod weitestgehend ohne Hilfe oder Anleitung des großen Bruders agieren konnten, was besonders die Unterschiede zwischen der DDR einerseits und Polen/Ungarn andererseits

zeigen. Eine Herausforderung des Zugangs sind zweifelsfrei die unterschiedlichen Untersuchungszeiträume und die verschiedenen kulturellen Kontexte der sozialistischen Staatswesen, die nicht in allen Beiträgen immer klar zum Vorschein kommen und somit die Vergleichbarkeit erschweren. Damit verbunden ist die Frage, was Jazz aus Sicht der Geschichtswissenschaft und der Zeitgenossen eigentlich ist. Der Band lotet intensiv das Verhältnis von amerikanischem Vorbild und seiner Transmission und Adaption in den nationalen Szenen aus. Um die politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um den Jazz im Staatssozialismus zu verstehen (und vielleicht auch stärker unterschiedliche Ausgangsbedingungen nach 1945 herauszuarbeiten), sind auch jene Hybride aus Jazz und Unterhaltungsmusik, die in den zwanziger und dreißiger Jahren entstanden, wichtig. In vielen der ideologischen Kampagnen gegen den Jazz in den vierziger und fünfziger Jahren wussten die Funktionäre nämlich die Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung hinter sich. Moderner Jazz war nicht nur eine politische sondern auch eine akustische Herausforderung. Deutlich wird das am Beispiel der sowjetischen *Éstrada* der dreißiger Jahre, die ohne direkte Richtlinien des Regimes entstand (wegen Isaak Dunaevskij also auch nicht „kollaborierte“ [S. 23]) und so erfolgreich war, dass sie bis heute mit *Sovetskij Džaz* assoziiert wird. Die Debatten um die Neuerfindung des sowjetischen Jazz in den fünfziger und sechziger Jahren sind ohne deren Akteure und die argumentativen Rückbezüge auf sie nicht zu erklären.

Auch die Monografie von CHRISTIAN SCHMIDT-ROST ist als Dissertation aus diesem produktiven Forschungsprojekt erwachsen. Er untersucht in vergleichender Perspektive und unter Zuhilfenahme transferegeschichtlicher Zugänge die Entwicklung des Jazz in der DDR und der Volksrepublik Polen zwischen 1945 und 1989/90. Neben zeitgenössischen Artikeln zum Jazz aus der ostdeutschen und polnischen Presse hat Schmidt-Rost umfangreich in zentralen deutschen und polnischen Archiven zur Geschichte der sozialistischen Epoche, sowie in ausgewählten amerikanischen Jazzarchiven recherchiert, um die Perspektive der Partei, der Massenorganisationen und der staatlichen Medien sowie die transnationalen Aspekte des Jazz auszuleuchten. Etwas unverständlich ist der weitgehende Verzicht auf Interviews mit Jazzmusikern und -aktivisten mit dem Hinweis, dass deren Quellenwert durch die Verfestigung der Narrative nach vielen Interviews gering sei. Gerade aber diese Narrative sind zur Dekonstruktion der Inszenierung des Jazz als oppositioneller Kul-

turpraxis sehr wichtig. Der Autor verspricht „Erkenntnisse darüber, welche Faktoren den Umgang mit dem Jazz entscheidend beeinflussten, da in den beiden Ländern auf ähnliche Ausgangslagen sehr unterschiedliche Entwicklungen folgten.“ (S. 3). Um diese Diskrepanz – Polen entwickelt sich nach 1956 zum Mekka des Jazz im Ostblock, während die DDR-Politik sich noch bis in die siebziger Jahre schwer mit dem Jazz tat – zu erklären, fragt der Autor einerseits nach Wegen und Modalitäten, wie Jazz den Eisernen Vorhang durchdrang, vor Ort rezipiert und adaptiert wurde; und andererseits, welche Impulse von den lokalen Jazzkulturen für unregulierte und grenzübergreifende Kommunikation ausgingen. Im ersten Hauptkapitel *Zugang* verfolgt der Autor Wege, Medien und Praktiken, die den Jazz nach 1945 in die beiden Staaten brachten. Aus den hier diskutierten Medien des Radios, der Schallplatte und des Film sticht Schmidt-Rosts Untersuchung der amerikanischen YMCA-Strukturen als Orte des Transfers in Polen heraus, das anders als die DDR mit dem offenen Westberlin über wenig Orte verfügte, wo das Hören von Live-Jazz und ein direkter Austausch möglich waren. Im zweiten Hauptteil zur Aneignung zeichnet der Autor nach, wie sich Musiker das Spielen von Jazz erarbeiteten, Platten sammelten und sich der Habitus einer Jazz-Szene entwickelte. Eine spezifische kulturelle Praxis, die für erste Symbiosen zwischen Jazz und Staat standen, waren die sogenannten Plattenvorträge, bei denen Schallplatten kontextualisiert und kommentiert wurden. Schmidt-Rosts Befund, dass sich der zunehmend hochkulturell inszenierte Jazz als positives Beispiel der Kulturpolitik besonders gegen die aufkommende Rockkultur instrumentalisieren ließ, deckt sich mit der Entwicklung in anderen sozialistischen Staaten der fünfziger Jahre. Der Autor kann auf unterschiedlichen Ebenen überzeugend nachweisen, das 1956 zum Schlüsseljahr wurde, ab dem sich die Geschicke des Jazz in beiden Staaten unterschiedlich entwickeln sollten: In der DDR stellte 1957 der Konflikt um den erfolgreichen, aber auch politisch offensiv auftretenden Jazzpromoter Reginald Rudolf die Jazz-Community lange unter Generalverdacht und erschwerte die politische Anerkennung des Jazz noch bis in die siebziger Jahre. In einem quellen gesättigten und spannenden Exkurs erläutert der Autor die anhaltende politische Sprengkraft des Jazz am Beispiel der sogenannten Jazzgottesdienste. In Polen wiederum entstand ein dichtes Netz an Klubs und staatlich unterstützten Festivals, sowie die Polnische Jazz-Föderation, die als wirtschaftlich eigenständige Organisation mit eigener Fachzeitschrift und eigenem Mit-

arbeiterstab das gesamte polnische Kulturleben mitprägte. Das letzte Hauptkapitel *Jazz im transnationalen Kommunikationsraum* macht die Diskrepanz zwischen den Jazzszenen beider Staaten noch einmal deutlich, war es doch besonders das polnische Jazz-Jambore-Festival in Warschau, bei dem regelmäßig westeuropäische und amerikanische Jazzbands zu sehen waren und welches den Musikern die Möglichkeit zum Austausch und zur Vernetzung eröffnete. Hervorzuheben ist hier das Kapitel zur *Europäischen Jazzföderation*, deren Entstehung und Existenz als blockübergreifende Kulturorganisation der Autor erstmals untersucht hat. Etwas ernüchtert bleibt man leider nach der Lektüre des Fazits, in dem lediglich die Ergebnisse sehr knapp zusammengefasst werden, ohne die im Text angelegten spannenden Befunde zum Vergleich zwischen Polen und der DDR und ohne die möglichen Rückschlüsse vom Umgang mit dem Jazz auf den Charakter der Beziehungen zwischen Regime und Bevölkerung systematisch aufzuarbeiten und in den Forschungsstand einzuordnen.

Fraglich bleibt, ob sich die verzögerte Entwicklung des Jazz in der DDR im Vergleich zu Polen tatsächlich nur mit der Angst der Funktionäre vor unabhängig organisierten Gruppen von vermeintlich potentiellen Dissidenten erklären lässt. Die deutsch-polnischen Unterschiede erklären sich möglicherweise auch aus spezifisch deutschen Vorstellungen von kulturellen Hierarchien und Amerika-Bildern, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückreichen und mit denen sich Autoren wie Kaspar Maase schon in-

novativ auseinandergesetzt haben. Schmidt-Rost hat dankenswerter Weise keine weitere Heldengeschichte der Jazzler im Ostblock geschrieben – er diagnostiziert, dass die Jazzler in den siebziger Jahren Teil des privilegierten Establishments waren. Dennoch vermisst man beim Lesen über viele Seiten diese kritische Distanz, wenn er häufig mit Begriffen wie „die Herrschenden“ und das „Regime“ operiert. Die Konstellationen bei den staatlichen Akteuren waren komplexer, wirtschaftliche Interessen kollidierten mit ideologischen Vorgaben und die Musiker sahen sich nicht nur politischem Druck, sondern auch der Skepsis des Publikums ihrer Elterngeneration ausgesetzt. Dieses Problem stellte sich dem Jazz übrigens ebenso in den westeuropäischen Staaten, zum Vergleich mit denen das Buch durchaus anregt. Man kann die kulturellen Praktiken von Vorträgen der staatssozialistischen Jazzler, die der Autor reflektiert darstellt, nun als pragmatisches Abgreifen möglicher Ressourcen eines zu verachtenden Kulturapparates abtun oder aber noch einmal nach ideologischen Schnittflächen zwischen Jazzpredigern und dem sozialistischen Kulturkanon fragen. Nicht nur erhielt der Jazz, einmal als Kunstmusik deklariert, durch die kulturelle Hierarchie der Musik im Sozialismus einen höheren Stellenwert als der Beat, sondern auch die kulturellen Praktiken von Bildung und Aufklärung des Publikums weisen Schnittstellen zum sozialistischen Jugendideal der Nachstalinzeit auf.

Michel Abeßer, Freiburg i.Br.

MICHAÏL V. ŠKAROVSKIJ: Konstantinopol'skij patriarchat i Russkaja Pravoslavnaja Cerkov' v pervoj polovine XX veka. Moskva: Indrik, 2014. 230 S. ISBN: 978-5-91674-303-6.

The latest volume by Michail Škarovskij, a well-known church historian, surveys relations between the Russian Orthodox Church and the Ecumenical Patriarchate of Constantinople during the first half of the twentieth century. Straightforward and clearly organized, the book's main strength is its research base consisting of Russian, Serbian, Bulgarian, German, United States, and Turkish archival sources. The chronological narrative is divided into two major parts: 1) Relations of the Patriarchate of Constantinople with the Russian Church in the First Half of the Twentieth Century, and 2) Russian and Bulgarian Communities and Monasteries in the Canonical Territory of the Church of Constantinople. The book covers a tumultuous period when the

existence of the Eastern Orthodox Church was in peril. The general impression is of significant worsening of relations between Constantinople and Moscow, due mainly to the splintering of the church after the Russian Revolution of 1917.

The First and Second World Wars changed the world dramatically. In the ideological conflict that ensued, religion played a complex role, as typified by the Russian Orthodox Church, the prevailing religious confession of Eastern Europe. Škarovskij charts the immense complications that the continuum of the Great War, the Russian Revolution, and the Greek-Turkish War created for the Eastern Orthodox leadership. New entities such as the Living Church, the Russian Orthodox Church Abroad, and the Orthodox Churches of Poland, Finland, and Estonia broke from the Moscow Patriarchate. In Constantinople, Patriarch Meletius IV (1921–23) responded by extending the jurisdiction of the Mother Church to émigré communities. Under Patriarch

Basil III (1925–29), Constantinople established closer links with the Balkan churches. According to Škarovskij, the Phanar sympathized more with the diaspora than with the Russian Orthodox Church, which suffered intense persecution. During the relatively long reign of Patriarch Photius II (1929–35) relations between Greece and Turkey improved, but Moscow's attempts at reconciliation with the Russian Orthodox Exarchate in Western Europe foundered.

The Second World War brought the Russian Orthodox Church into a new position: a change of attitude occurred after Stalin sanctioned the appointment of Metropolitan Sergei as the Russian Patriarch in 1943. From that point, the Russian church became involved in the political expansion of communism to neighboring countries. Meanwhile, Hitler's Third Reich aimed to manipulate the Orthodox populations of the regions under its control. Škarovskij's account of German occupation policy illuminates the fascinating story of religious survival during wartime. Also absorbing is the discussion of Stalin's revived plan for Panslavic solidarity in the Balkans. Remarkably, by the end of the war, relations between Constantinople and Moscow had improved.

In the post-war period, the Russian Patriarchate began to challenge the spiritual jurisdiction of Rome and Constantinople. With the support of the Soviet regime, the Moscow Patriarchate – touted as the Third Rome – sent delegations abroad. The pan-Orthodox Slavic conference held in Belgrade in 1946 and the celebration of the five-hundredth anniversary of the autocephalous Russian Orthodox Church in Moscow in 1948 reflected Stalin's flexibility in disseminating the Marxist message. Patriarch Alexei undertook a pilgrimage to the Holy Land and attempted to bring the region under Russian influence.

A senior delegation led by Russian Metropolitan Nikolai to London, Paris, and the United States in 1945 sought to extend control over the diaspora. Soviet leadership also employed religion in its foreign policy when dealing with regions within its vicinity. For example, the Polish Orthodox Church was compelled to recant its autocephaly, and the Latvian and Estonian Churches were forcibly incorporated under Russian jurisdiction. Thus, the expansion of the Moscow Patriarchate mirrored the extension of the political ideology of communism.

Škarovskij's reporting of the relationship of the Ecumenical Patriarchate with the Bulgarian Orthodox Church and the Bulgarian community within its territory demonstrates the generally amicable relations between Sofia and the Mother Church in the period under review.

In the last subsections of the book, Škarovskij describes the construction of various Russian Orthodox churches, hospitals, and monastic establishments within the Ottoman Empire, on Mount Athos, and within modern Turkey. The heritage of the Russian church in the heartland of the Orthodox commonwealth is emphasized.

Although the book lacks a general thesis and contains little analysis, the author is to be commended for a lucid survey of an important period of recent Eastern Orthodox Church history. Major personalities and complex events crowd the narrative, which includes descriptions of the smaller Orthodox churches in Eastern Europe, diaspora communities, as well as Mount Athos. Most importantly, the study provides serious researchers with a useful guide to unpublished sources.

Lucien Frary, Lawrenceville, NJ

ZEEV LEVIN: Collectivization and Social Engineering. Soviet Administration and the Jews of Uzbekistan, 1917–1939. Leiden: Brill, 2015. XVII, 254 S., 28 Abb., 1 Kte. = Eurasian Studies Library, 5. ISBN: 978-90-04-29470-7.

The opening of the previously unavailable Soviet archives at the outset of the 1990s provoked a rush by Western and post-Soviet scholars to rediscover the Soviet modernity. After the first wave of scoops went down, the second wave on the eve of the new millennium brought better documented and more mature case studies on various regions, including Central Asia, that underwent communist party building, nationalities policies and socialist campaigns. By

the 2010s, this wave went back, as some authors withdrew from digging the archives and others re-orientated themselves to later periods. The third wave came with the scholars' anticipation of the 100-years' anniversary of the February and October Revolutions of 1917. The newly published works by authors engaged in long-term archival research appear as studies more advanced than before. The monograph by Zeev Levin on the history of Central Asian Jews during the first two Soviet decades is one of them.

Cross-referencing along various archives in Moscow and in Central Asian Republics with a small touch of oral testimony is the core value of Levin's research. Moreover, the author demonstrates an ex-

traordinary (for a Western scholar) familiarity with Russian and Soviet historiography on Jewish communities in Central Asia. The profound knowledge of this literature distinguishes the author's general approach to the Soviet history (perhaps unnoticed by himself, Levin applies Marxist analysis when he writes on class composition and ideology of the Jewish groups). Some other newly introduced approaches to the history of Central Asian Jews employ oral history and life narratives (THOMAS LOY: *Bukharan Jews in the Soviet Union. Autobiographical Narrations of Mobility, Continuity and Change*. Wiesbaden 2016) and have developed a principally more critical approach to the Russian imperial and Soviet historiography. This de-constructivist approach, however, released these authors from the heavy burden of presenting a truly detailed analysis of the Soviet secondary sources and literature. Though Levin rightly corrects their mistakes and fills in gaps, his complete neglect of post-colonial discourse and its authors (not to be found in the Bibliography) raises concerns about the otherwise needed reflectivity. For instance, the reference to anthropological research of the 1910s that identified physical features as ethnic features (p. 8), requires more elaboration on the scholar's attitudes to such ethnographic methods.

The profound knowledge of archival sources and Soviet literature empowered Levin with a comprehensive understanding of the Soviet departments, their purposes and practices. His approach to the Soviet reform appears sociological: he recognizes the city versus village conflict behind the NEP and analyses the establishment of *kolkhozes* and cooperatives through the prism of urban-rural migration (in particular detail in Chapter 5), depicting the special social composition of rural and urban groups, literacy levels and involvement of Jewish women in public labor. While documenting the emigration and immigration of the Jewish population in and from Central Asia in 1916–1925, the increase of Ashkenazi Jews and decrease of Bukharan Jews, Levin focuses on such essentialist categories as land, settlement, property, funding.

The monograph depicts the establishment of the party and state organs on the basis of affirmable nationalities' identities and politics (TERRY MARTIN: *The Affirmative Action Empire. Nations and Nationalism in the Soviet Union, 1923–1939*. Ithaca, NY, London 2001). Levin describes the affirmative actions in favor of the Jewish population in the Soviet Union in the 1920–30s, but also highlights the concern of many Jewish activists about “*Evseksia*,

the Jewish Section of the RCP(b)”: why did the Soviet regime withdrew from granting the Jews the status of a Soviet nation with its own territory? The author notices that Soviet official support to vernacular written languages did not prevent Russianization (pp. 193–194). However, Levin's monograph could win even more if the author had contextualized his findings on the example of the Soviet Central Asian Jews within the broader literature on the ‘holy alliance’ between the communists and national leaders in the 1920s and first part 1930s.

Importantly, Levin notices the lack of planning and communication between local branches and Moscow. He pays a tribute to the study of the center-periphery relationships and depicts the weakness of the first Soviet decrees not accompanied by budgets and lacking capacities for implementation on the ground. He emphasizes the distance of Central Asia from Moscow and concludes on the rapture between the Moscow Bolsheviks' visions of Central Asian development perspectives and the reality on the ground. These conclusions stand remarkably different from some other recently published research claiming the dominance of one colonial plan (CHRISTIAN TEICHMANN: *Macht der Unordnung. Stalins Herrschaft in Zentralasien 1920–1950*. Hamburg 2016). At the same time, Levin avoids analytical scrutiny of the sources, upon which the conclusions are drawn and does not conceptualize on the dialectics of center-periphery relationships. For example, the Reader gets well informed about the local petitions preserved in republican and provincial archives that tell about the initiatives from below, as well as about the central archives' files revealing the center's accusations of mismanagement against these local bodies. However, it is exactly at this moment, that the Reader wonders if these dialectics are characteristic of colonial and imperial administration and whether and how it influenced the production of the concepts of Socialism in Moscow and in Central Asia.

Levin stresses multipolar center-republic-minority relationships, following the already proven in scholarship findings (ADRIENNE LYNN EDGAR: *Tribal Nation: The Making of Soviet Turkmenistan*. Princeton 2006). He notices that no other group in Central Asia but the Jews enjoyed substantial support by the center, as they managed to establish and use a couple of lines to the hub power in Moscow to resist the unwillingness of the republican authorities to grant the Jews good land, means and status (p. 132). Thus, the book draws a very interesting picture of the establishment of a special Uzbekistan

“Komzet, separate from the all-Union Komzet, Committee for the Settlement of Toiling Jews on the Land” and relatively independent and periodically even antagonistic against the Central Committee of the RCP(b). The author spots the controlling and mediating role of the old leaders of the Jewish community between the newly established Soviet state structures (legislation, tax collection and civil registration) and the Jewish population (pp. 32–34). He elaborates on the integration of Jewish communities into communist power structures, supported by wide circulation of propagandist newspapers in Jewish-Bukharan language among the Jewish communities in Uzbekistan (till 1933 when the Hebrew script was switched to Latin characters) in parallel to active learning of Russian at schools (pp. 216–271). The author depicts how “sectarian” principles of the organization of labor and educational activities gave way to the internationalization of economy in the Soviet Union in about 1932. He notices that even then, with other nationalities enrolled into Jewish schools and factories, the latter retained the label “Jewish”. This phenomenon can be observed even today (from the reviewer’s interviews in Kyrgyzstan): certain educational bodies (of hard and technical science) are considered to be the best if they are run or outnumbered by the Jewish groups. Levin questions the lack of effort by the Jewish communities’ leaders to influence the establishment of Soviet Uzbekistan, but he avoids problematizing the current under-representation of Jews in governmental and administrative structures of the independent Central Asian states.

The book attracts the Reader’s attention by controversial conclusions on the Soviet anti-religious campaigns in Central Asia in the 1920–30s. At the outset of the 1920s, they were, as the author rightfully notices, yet limited to atheist propaganda in new communist media and confiscation of the synagogue property (in 1922). The author points out that a complete abandon of religious practices and social norms was never attainable: even though the number

of synagogues radically diminished, the unofficial prayer quorums continued to meet. In the face of such norms as circumcision the Soviet authorities remained powerless even at the close of the 1930s (pp. 48–50). The author goes further and suggests that the distraction of mosques and repression against the Muslim clergy did not wipe away the prayers and rituals practiced at home (p. 51) and claims that this *unofficial* sector continued operating without interference (while well-established specialists as Stephan Dudiognion or Michael Kemper consider the 1960s to be the division line for the religious communities’ reconsolidation in Central Asia). This idea if further researched may throw light on the success of “SADUM, the Spiritual Administration of the Muslims of Central Asia and Kazakhstan” in 1943.

The troubling controversy of describing the Soviet regime’s helplessness to fight against the “believes of the past” comes when Levin compares it with the unsuccessful official struggle against antisemitism and its prejudices. The example depicted by the author in detail (upon the communist journal *Pravda Vostoka* as a source) shakes a general perception of Bolshevik anti-religious propaganda as utmost unfair. Indeed, in Levin’s story the Soviet juries rightfully albeit inefficiently acted against the groundless acquisitions (in blood libel) of the Jews (pp. 53–56). One would expect, however, that the author would go into a more theoretical debate on the approaches to the sources, as it remains unclear how to draw a line between a ritual brutally suppressed by the regime and a dangerous prejudice called for escalating violence. Instead, the author writes that “religion, just like antisemitism continued to exist in Soviet society as [...] stubborn and ‘embarrassing’ undercurrents that refused to yield to the will and aspirations of Soviet social architects [...]” (p. 57). Here again the Reader gets confused whether and in which aspect the author shares such a categorization of religion by Soviet ideologues.

Irina Morozova, Regensburg

Zwischen Bündnistreue und staatlichen Eigeninteressen. Die Streitkräfte der DDR und der CSSR 1968 bis 1990. Im Auftrag des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr hrsg. von Oliver Bange. Potsdam: ZMSBw, 2016. 169 S. = Potsdamer Schriften des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, 26. ISBN: 978-3-941571-32-7.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1135201161/04>

Der vorliegende deutsch-tschechische Sammelband, der mit polnischen und ungarischen Partnern verfasste Publikationen ähnlicher Art ergänzt (Die Streitkräfte der DDR und Polens in der Operationsplanung des Warschauer Paktes. Hrsg. von Rüdiger Wenzke. Potsdam 2010; Die NVA und die Ungarische Volksarmee im Warschauer Pakt. Hrsg. von Hubertus Mack / László Veszprémy / Rüdiger Wenzke. Potsdam 2011), enthält Ergebnisse der Zusammenarbeit des Potsdamer ZMSBw mit dem Prager Militärgeschichtlichen Institut (Vojenský Historický Ústav, VHÚ). Die Beiträge, die vor allem die militärischen Aspekte behandeln, befassen sich mit den Beziehungen zwischen der DDR und der Tschechoslowakei, verschiedenen Entwicklungen im Warschauer Pakt, den operativen Dispositionen gegenüber der NATO, der dominierenden Rolle der sowjetischen Führungsmacht im östlichen Vereinten Kommando und den Sicherungsmaßnahmen an der Grenze der DDR zur ČSSR. Als Autoren wirkten auf deutscher Seite Oliver Bange, Jochen Maurer, Fritz Minow und Rüdiger Wenzke mit. Die tschechischen Beiträge stammen von Ivo Pejčoch, Daniel Povolný, Karel Sieber und Prokop Tomek.

Im Verhältnis der beiden Staaten hatte die militärische Intervention zur Ausschaltung des tschechoslowakischen Reformkommunismus 1968 zentrale Bedeutung. Ulbricht forderte von allem Anfang an, dieser gefährlichen Häresie mit allen Mitteln ein Ende zu machen, und brannte darauf, seine Truppen bei einer darauf abzielenden Aktion des östlichen Bündnisses einzusetzen. Die NVA wirkte daher aktiv an den Manövern und Vorbereitungen mit, die der Besetzung der ČSSR vorausgingen, und danach verkündeten Presse und Propaganda, die DDR habe sich an dem Vorgehen beteiligt. Erst 1990/91 stellte sich heraus, dass dies nicht der Fall war. Prager Hardliner, die um die Intervention bemüht gewesen waren, hatten Brežnev im allerletzten Augenblick dazu veranlasst, wegen der fatalen Erinnerungen an

1938/39 auf die Verwendung ostdeutscher Soldaten zu verzichten. Auch wenn diese dementsprechend nirgends aufgetreten waren, entstand in der Öffentlichkeit der Eindruck ihrer Teilnahme. Das machte die DDR in der ČSSR – auch bei ihren Soldaten – noch lange missliebig, auch als die Regime wieder voll übereinstimmten und sich wechselseitig um Kontakt und Kooperation bemühten.

Ein Sonderproblem der Beziehungen war die Frage der Grenze zwischen beiden Staaten. Weil diese offiziell verbündet und befreundet waren, kamen Sicherungsanlagen und Bewachungsmaßnahmen wie an der Trennlinie zum „feindlichen Westen“ nicht in Betracht. Die rigorose Absperrung, die das SED-Regime an den innerdeutschen Grenzen praktizierte, ließ jedoch fluchtwillige DDR-Bürger an ein Entweichen über die Tschechoslowakei denken, deren Gebiet – im Unterschied zu dem der anderen Volksdemokratien – ebenfalls an das der Bundesrepublik grenzte. Nicht nur in Ost-Berlin, sondern auch in Prag wollte man es dazu nicht kommen lassen. Deshalb baute man ein gestaffeltes Kontrollsystem auf, vereinbarte eine wechselseitige Zusammenarbeit bei den Ermittlungen, und gefasste Ostdeutsche wurden von der ČSSR an die Stasi-Organen ausgeliefert. Da die Öffentlichkeit davon keine Kenntnis erhielt, entstand ein unsichtbares Netz, in dem die zunächst noch gänzlich ahnungslosen Flüchtlinge fast unvermeidlich hängen blieben.

Bestätigt wird der schon in früheren Studien festgestellte Tatbestand, dass der Warschauer Pakt zunächst wenig mehr war als ein Konstrukt, das die Propaganda als Gegenmaßnahme zum Aufbau der Bundeswehr seitens der NATO hinstellte und das eine Argumentationsbasis für die öffentliche Präsentation des DDR-Militärs bot, das bis dahin im Hintergrund gehalten und als kasernierte Polizei etikettiert worden war. Zu einer praktischen Kooperation im Rahmen des östlichen Bündnisses kam es erst in den frühen sechziger Jahren, nachdem die UdSSR zuvor – seit 1951 – die abhängigen Länder ohne multilaterale Organisation zu unterstützenden militärischen Leistungen veranlasst hatte. 1966 begannen mit dem Manöver „Moldau“ regelmäßige staatenübergreifender Großübungen. Im Vereinten Kommando des Paktes, dem nun größere Bedeutung zuwuchs, hatten aber faktisch die sowjetischen Militärs weiter das alleinige Sagen. Als im Sommer 1968 der Leiter der Politischen Hauptverwaltung der Streitkräfte der ČSSR, General Prchlík, daran Kritik übte und mehr Mitbestimmung forderte, war das aus Moskauer Sicht ein unerträglicher Affront. Zwar wurden die politischen Kräfte in Prag, die ihn unter-

stützten, durch die folgende Besetzung des Landes entmachtet, doch ging der Kreml wenig später auf das auch anderswo zutage getretene Verlangen ein. Fortan waren alle Mitgliedsstaaten des Warschauer Paktes mit Offizieren im Vereinten Kommando vertreten, ohne dass diese freilich wesentlichen Einfluss auf die operativen Entscheidungen erhielten. Auch wenn in den achtziger Jahren wiederholt über das Problem beraten wurde, kam es zu keiner ernstlichen Korrektur.

Die Kriegsfallplanung der UdSSR, welche die militärischen Vorbereitungen des Warschauer Paktes bestimmte, folgte spätestens seit Anfang der sechziger Jahre dem Postulat der sofortigen raumgreifenden, auf die Eroberung ganz Kontinentaleuropas abzielenden Offensive, wenn der westliche Feind, wie angenommen, angreifen würde. Dieses Konzept ließ erst Gorbatschow fallen, nicht zuletzt in der Absicht, eine Strangulierung der Wirtschaft durch die überbordenden Rüstungslasten abzuwenden. Nicht bekannt war bisher, dass die sowjetischen Militärs, die es gewohnt waren, ganz selbstverständlich von einer Erfüllung aller ihrer materiellen Forderungen auszugehen, in den beginnenden achtziger Jahren aus anderen Gründen an der Möglichkeit einer er-

folgreichen Offensivstrategie zu zweifeln begannen. Nach ihrer Einschätzung, die auf guten Spionagekenntnissen beruhte, würde die NATO bald in der Lage sein, aufgrund des Qualitätsvorsprungs ihrer in Einführung begriffenen Waffentechnik zunächst eine örtlich und zeitlich begrenzte Überlegenheit herzustellen, die ihr schlimmstenfalls einen Vorstoß bis zur Oder ermöglichen würde. Daher galt es, vorrangig die Fähigkeit zur Verteidigung zu stärken und Methoden zur gegebenenfalls einzuleitenden Rückeroberung der DDR zu entwickeln. Dabei wurden konventionelle Operationen ins Auge gefasst, denn der westliche Gegner werde erst bei einem drohenden Zusammenbruchs seiner Front zur nuklearen Eskalation greifen. Weil das Offensivkonzept den Generälen nicht mehr brauchbar zu erscheinen begann, konnte Gorbatschow sie leichter zur Akzeptanz seines politisch motivierten Entschlusses bewegen, den Warschauer Pakt defensiv auszurichten.

Insgesamt hat die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Militärhistorikern in Potsdam und Prag wichtige neue Erkenntnisse zutage gefördert, die das generelle Bild der Entwicklungen im Warschauer Pakt wesentlich ergänzen und vertiefen.

Gerhard Wettig, Kopenhagen

Behind the Iron Curtain. Soviet Estonia in the Era of the Cold War. Ed. by Tõnu Tannberg. Frankfurt a.M. [usw.]: Peter Lang, 2015. 431 S., Tab. = Tartu Historical Studies, 5. ISBN: 978-3-631-66849-8.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1077929110/04>

Der vorliegende Sammelband ist das Resultat eines im Jahr 2009 an der Tartuer Universität initiierten Projekts. Das Buch will die Dynamiken des Kalten Kriegs am Fallbeispiel der Estnischen SSR, d. h. mittels einer regionalen Perspektive untersuchen. Ziel des Projekts war es, bisher kaum verwendetes Quellenmaterial für die Analysen heranzuziehen. Dadurch sollte ein tieferer Einblick in die Sowjetisierung, also die Verwandlung eines einst kapitalistischen Staats unter planwirtschaftlichen und ideologischen Vorzeichen, ermöglicht werden. Nebst den Sowjetisierungsprozessen werden vor dem Hintergrund der Konfrontation der Supermächte USA und UdSSR auch die Kontakte der Estnischen SSR mit kapitalistischen Staaten des Westens erörtert.

In vierzehn Beiträgen werden diverse Themen der Zeit des Kalten Kriegs in Sowjetestland abgehandelt.

Die Autoren versuchen die Taktik und den Verlauf der verschiedenen Transformationsprozesse im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereich hinter dem Eisernen Vorhang aufzuzeigen. Die Geschehnisse in Estland werden teilweise auch vor einem breiteren Hintergrund kontextualisiert. Eine Gliederung der Aufsätze entsprechend den drei großen Themenblöcken des Buches mittels separaten Überschriften hätte das Buch allerdings kompakter und systematischer wirken lassen. Die folgenden Ausführungen orientieren sich an einer solchen möglichen Gliederung.

Politik – Aufbau des neuen Staates: In der überwiegenden Mehrheit der Analysen geht es um Themen aus dem Bereich der Politik. Im Vordergrund steht der strategische Aufbau der neuen Sowjetrepublik. INDREK PAAVLE beschreibt in seinem Aufsatz, wie die Sowjetmacht mittels des Passsystems und des Grenzregimes sowie der entsprechenden legislativen Rahmenbedingungen die Freizügigkeit der Menschen regulierte und einschränkte. OLEV LIIVIK hinterfragt die regionale Herkunft der Kader des Ministerrats der Estnischen SSR während der vierziger und fünfziger Jahre. Zwar bildeten die Esten die ‚statistische‘ Mehrheit der Vertreter, doch handelte es sich in der Realität meist um estnischstämmige Ein-

wanderer aus anderen Sowjetrepubliken.

Die Propagandaarbeit im In- und Ausland stellt ein weiteres wichtiges Thema in den Analysen zur Politik dar. MEELIS SAUEAUK erörtert in seinem Artikel die sog. Parteisäuberungen während der fünfziger Jahre. Das estnische Fallbeispiel wird mit ähnlichen Geschehnissen in Leningrad, Bulgarien und Ungarn verglichen. Die genannten politischen Affären hatten die Zielsetzung gemein, die lokalen kommunistischen Führungskräfte durch systemtreue Kader zu ersetzen und durch die Abstempelung von Sündenböcken die Macht des sowjetischen Systems zu demonstrieren. Im estnischen Fall wurden beispielsweise die sog. Junikommunisten, vormals Bürger der Estnischen Republik, ausgetauscht. MEELIS MARIPUU widmet sich den Schauprozessen in den frühen sechziger Jahren in Estland und vergleicht diese mit entsprechenden Fällen in anderen Unionsrepubliken. Er beschreibt die allgemeinen organisatorischen Aspekte dieser Prozesse, die damit verbundenen innen- und außenpolitischen Ziele sowie die Propagandaarbeit.

Der Herausgeber des Sammelbands, TÕNU TANNBERG, beschreibt in seinem Beitrag die außenpolitische Funktion des im Jahre 1944 geschaffenen Estnischen Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten. Mit Hilfe dieser und analoger Institutionen hätten die einzelnen Sowjetrepubliken eine Mitgliedschaft in den Vereinten Nationen erhalten sollen, um der UdSSR dort einen größeren Einfluss zu sichern. Allerdings ging dieser Plan nicht auf, und später beschäftigte sich das estnische Volkskommissariat hauptsächlich mit der Frage der Expatriierten und mit Gegenpropaganda. Hieran knüpft die Analyse von KAAREL PIIRIMÄE an, der das propagandistische ‚Ringens‘ zwischen den expatriierten Esten und dem Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten der Estnischen SSR beschreibt. Sein Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem Inhalt der Propaganda. Die sowjetische Seite stellte die UdSSR als Paradies der Arbeiter dar, das wirtschaftliche Sicherheit bot. Die UdSSR offeriere einen alternativen Weg für die nationale Befreiung und die persönliche Emanzipation. Damit wurde das exilestnische Argument gekontert, die UdSSR habe das Selbstbestimmungsprinzip verletzt.

Des Weiteren diskutiert IVO JUURVEE, ob es zwischen dem estnischen und dem deutschen Geheimdienst am Vorabend des Zweiten Weltkriegs eine Kooperation gegeben habe. Er untersucht, wie diese These während des Kalten Kriegs vom KGB und der Stasi als Propagandamittel instrumentalisiert wurde. In dem Aufsatz wird kritisch geprüft, auf

welchen Quellen diese Behauptung beruhte bzw. wie sie konstruiert wurde. Dabei wird die Bedeutung der Frage selbst wie auch die Schwierigkeiten der Quellenkritik bei der Untersuchung der sowjetischen Propagandaliteratur betont. VAHUR MADE untersucht die politischen Aktivitäten der estnischen Exildiplomaten. Die Studie konzentriert sich auf drei in Westdeutschland lebende Exildiplomaten – Karl Selter, Ludvig Jakobsen und Elmar Reisenberg –, die regelmäßig ihre Berichte nach New York an den estnischen Hauptkonsul Ernst Jaakson schickten. Made analysiert deren Ansichten zu den Geschehnissen in der internationalen Politik und zeigt auf, wie sich die Positionen der estnischen Außenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg änderten. In der Zwischenkriegszeit dienten als Vorbilder die großen europäischen Staaten wie Großbritannien oder Frankreich. Während der Zeit des Kalten Krieges wurden die USA mit der NATO zu den wichtigsten Verbündeten. Westdeutschland wurde dargestellt als die vorderste Front des Kalten Kriegs. Durch die Arbeit der Exildiplomaten wurde die Außenpolitik der Estnischen Republik nach 1991 stark geprägt.

Kultur – Religion, Bildung und Medienlandschaft: Im Bereich der Kultur werden die Themen Kirche, Bildung und Medienlandschaft behandelt. Auch hier wird aufgezeigt, wie stark diese Bereiche von der Massenpropaganda beeinflusst waren. ATKO REMMEL untersucht die Position der Kirche und das religiöse Leben in der Estnischen SSR. Er schildert die verschiedenen Strategien, mit deren Hilfe die Sowjetmacht die Position der Kirche zu untergraben versuchte. Hingegen diskutieren KATRIN VESKI und ANU RAUDSEPP, wie Schulbücher für ideologische Zwecke eingesetzt wurden. Mit Beispielen illustrieren sie, in welchen Fächern und in welcher Weise das Image, die Stereotypen und die Mythen der sowjetischen (Kriegs-)Helden und die Feindbilder gestaltet wurden.

TIIU KREEGIPUU beschreibt in ihrem Artikel die Dynamiken und die Aufgaben der sowjetischen Presse. Das komplexe System der Medienlandschaft in der UdSSR diente vor allem propagandistischen Zwecken mit dem Ziel, den *homo soveticus* zu formen. Allerdings gelang es dem sowjetischen Regime nie, die Medien vollständig unter seine Kontrolle zu bekommen. So entwickelten die Journalisten verschiedene Strategien, um die strengen ideologischen Vorschriften zu umgehen. Der Aufsatz von MAREK MIIL diskutiert das Ringen zwischen dem sog. „bourgeois“ finnischen und dem sowjetischen Fernsehen. Seit Mitte der sechziger Jahre gab es in Nordestland die Möglichkeit finnisches Fernsehen

zu empfangen. Dadurch waren die dortigen Einwohner besser informiert über die politischen, kulturellen und sozialen Ereignisse in der westlichen Welt. Da die Störung des finnischen Fernsehens technisch sehr kompliziert war, entschied sich das Regime stattdessen dafür, das eigene Fernsehprogramm aufzuwerten und weiterzuentwickeln.

Wirtschaft – Schwerindustrie und Tourismus: Lediglich zwei Artikel des Sammelbandes widmen sich wirtschaftlichen Themen. So schildert OLAF MERTELSMANN den Transformationsprozess von der Marktwirtschaft zur Planwirtschaft. Dabei diskutiert er auch die sozioökonomischen Auswirkungen, welche die bevorzugte Entwicklung der Rüstungsindustrie mit sich brachte. OLIVER PAGEL beschreibt die Entwicklung des finnischen Tourismus in die Estnische SSR und die damit einhergehenden sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen. Während der fünfziger und sechziger Jahre kamen hauptsächlich Aktivisten aus linken sowjetfreundlichen Organisationen sowie Persönlichkeiten des Kulturlebens als Touristen nach Estland. Ab Mitte der sechziger Jahre, nach der Etablierung einer regulären Fährverbindung, ka-

men die sog. Massentouristen aus Finnland hinzu, die die westliche Konsumkultur mitbrachten. Dies führte zum Ausbau der touristischen Infrastruktur. Die wachsende Zahl finnischer Touristen bedeutete für die Estnische SSR auch eine wichtige Einnahmequelle in Form von Valuta.

Insgesamt bietet der Sammelband interessante Einsichten zu Aspekten des Lebens hinter dem Eisernen Vorhang. Die Mehrheit der Artikel bezieht sich auf verschiedene Facetten der Propaganda- und der Öffentlichkeitsarbeit und schildert deren Wirkung innerhalb Estlands sowie im Kontext des estnischen Exils. In den Aufsätzen wird hauptsächlich mit neu zugänglichem Quellenmaterial gearbeitet, wobei es sich meist um Dokumente mit offiziellem Charakter handelt. Interessant wäre beispielsweise auch ein größerer Einbezug von Zeitzeugenerinnerungen gewesen. Vielleicht haben die organisatorischen Rahmenbedingungen des Projekts dem Grenzen gesetzt. Äußerst bemerkenswert sind jedoch die quellenkritischen Ausführungen in einigen Artikeln und die Diskussion über die Spezifika der Sowjetzeit.

Airi Uuna, Tallinn

DAVID GUTTMANN: Homecoming. Jewish life and suffering in Hungary and on the ‚Exodus‘ to Palestine back via Hamburg and Bergen-Belsen to Eretz Israel 1944–1948. Ed. by Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre, 2015. 138 S., Abb. = Edition Shoah & Judaica – Jewish Studies. ISBN: 978-3-86628-534-7.

Zeitzeugenberichte Überlebender sind zentrale Quellen, um aus der Perspektive der Opfer die Shoa halbwegs erfassen zu können – das ganze Grauen vermag aber bis auf wenige Ausnahmen (wie etwa Edgar Hilsenrath in dem Roman *Nacht*) kaum jemand in Sätze zu gießen, die auch nur ansatzweise die Traumata vermitteln, welche die Leidtragenden durchzustehen hatten. Dies ist auch in diesem Erinnerungsband nicht anders, dessen Verfasser 12 Jahre alt war, als das auch bis dahin schon eingeschränkte Leben seiner religiös-jüdischen Familie in Budapest 1944 durch Ghettoisierung und alltäglichen Mord zu einem Alptraum wurde. Für Kinder war dies möglicherweise leichter zu ertragen als für Erwachsene (so wie etwa Roman Polański in seinen Erinnerungen das Krakauer Ghetto fast als einen Abenteuerspielplatz erscheinen lässt). Wenn man aber genauer liest, dann erkennt man die Doppelbödigkeit – wenn der Verfasser beschreibt, wie er mit seiner kleinen Schwester aus dem vom Schweizer Roten Kreuz „ge-

schützten“ Kinderhaus zurück in das Ghetto flieht (eigentlich ein Wahnsinn) und später erfährt, dass alle Kinder im Kinderhaus von den Pfeilkreuzlern umgebracht worden sind. Der Leser muss dazu eine kleingedruckte Fußnote wahrnehmen (S. 49).

Ihre Bedeutung haben aber diese Memoiren durch die den Hauptteil des Bändchens ausmachen den Erinnerungen an die Zeit nach der Befreiung – als die Überlebenden, nun zu Zionisten geworden, einen Transport durchmachen, der sie über eine zionistische Sammelstelle in Budapest, über Wien und Leipheim zunächst nach Bayrisch Gmain führt, wo sie erst einmal wegen des britischen Einwanderungsstopps ein Jahr lang festsitzen. Von hier an wird der Text historisch wertvoll, schildert er doch authentisch die Praktiken beim Grenzübertritt, die Versorgung dieser spezifischen DP's, die Vorbereitung auf Palästina, aber auch die Gedanken, die den Protagonisten dabei kamen – schließlich waren sie im Lande ihrer Mörder (Davids Vater kam in den ungarischen Baubataillonen um). Der „Luxus“ eines richtigen Betts im requirierten Hotel, das Essen, Wanderungen in den Bergen und Kontakte zu den Einheimischen, die Aufführung von „Dornröschen“ werden zu Elementen einer positiven Lebensbeschreibung, die jäh endet. Was als positiv empfundene Dampferfahrt nach Palästina beginnt, wird zur Odyssee der „Exodus 1947“, einer „Umladung“ von dort auf ein

britisches Transportschiff, das die Shoa-Überlebenden über Marseille nach Hamburg zurückbringt und sie in nur noch negativ beschriebenen Lagern in Lübeck (Pöppendorf) und Bergen-Belsen interniert, bis nach der Gründung Israels die Einreise dorthin möglich wurde.

Der Verfasser wurde dann Professor für Soziale Arbeit mit Meriten im Bereich der Logotherapie an der Universität Haifa. Die Logotherapie versucht durch die Suche nach einem Sinn im eigenen Leben, eine Selbstdistanzierung und die Annahme von Eigenverantwortung die *conditio humana* zu erfassen. In den Erinnerungen Gutmanns, in den unterschiedli-

chen Rollen, die er einzunehmen hatte – zwischen einem kleinen Familienoberhaupt und einem Nicht-Menschen für die Faschisten, in seinem schnellen Wechsel als begeisterter Zionist und Gefangener, einmal schon vor Tel Aviv und dann wieder in Norddeutschland – meint man eine Basis seiner Berufswahl und seiner Orientierung zu finden. Der Text ist sachlich, nicht rührselig (wozu es allen Grund gäbe) und bietet damit einen positiv subjektiven Einblick in eine sich wie in einem Kaleidoskop verändernde, historisch bedingte Lebenswelt.

Frank Golczewski, Hamburg

Zwischen Ungewissheit und Zuversicht. Kunst, Kultur und Alltag polnischer Displaced Persons in Deutschland 1945–1955. Begleithuch zur Ausstellung. Hrsg. vom LWL-Industriemuseum und vom Westfälischen Landesmuseum für Industriekultur (Dietmar Osses). Essen: Klartext, 2016. 222 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-8375-1686-9.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1103824643/04>

Unter dem Nationalsozialismus wurden mehrere Millionen Menschen aus der eroberten und besetzten Zweiten Polnischen Republik als Zwangsarbeiter nach Deutschland gebracht. Dort mussten sie – ebenso wie polnische Lagerinsassen und hunderttausende einfache Kriegsgefangene – der Kriegswirtschaft ihrer Unterdrücker dienen.

Bei Kriegsende hielten sich etwa eine Million ethnisch polnische Zwangsarbeiter, Häftlinge und Kriegsgefangene im von den Westalliierten besetzten Teil Deutschlands auf. Der Großteil der Verschleppten kehrte – wenngleich zögerlich – in das von Krieg und Okkupation verwüstete und zunächst noch politisch umkämpfte Nachkriegspolen zurück. Viele von ihnen konnten oder wollten sich aber nicht wieder in die Heimat begeben. Sie bemühten sich um eine Ausreise ins Ausland. Fürs Erste mussten die von den Alliierten als *displaced persons* Bezeichneten meist in Lagern – *DP Camps* – in Sammelunterkünften leben. Dort bildeten sich – wie schon ansatzweise in den Lagern für kriegsgefangene polnische Offiziere – ein auf Selbstorganisation beruhendes geselliges Leben und beeindruckende kulturelle Aktivitäten heraus. Besonders ausgeprägt war diese Entwicklung in der britischen Besatzungszone. Großbritannien beherbergte seit 1940 die polnische Exilregierung,

und deren Truppen nahmen 1945 an dem Einmarsch nach Norddeutschland teil.

Die Geschichte der polnischen *displaced persons* wurde bislang wenig beachtet. Eine Schau im Industriemuseum Zeche Hannover des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hat 2016 gezeigt, dass sie in den Lagern trotz ungünstiger Bedingungen ein vielgestaltiges Kulturleben aufbauten. Dies schlägt sich auch in dem Ausstellungskatalog nieder, der sich nicht auf die Region Westfalen-Lippe beschränkt, sondern die westlichen Besatzungszonen insgesamt in den Blick nimmt. Das als „Zwischen Ungewissheit und Zuversicht“ schwankend eingeschätzte Geschehen in den Jahren 1945 bis 1955 wird hier erstmals auf breiter Grundlage thematisiert. Eingangs verortet DIETMAR OSSES die polnischen *displaced persons* in Deutschland „Zwischen allen Fronten“. STANISŁAW BUDYN widmet sich der Seelsorge unter den polnischen DPs, während JACEK BARSKI sich mit Bedeutung und Funktion der Kultur für die polnischen *displaced persons* in Deutschland befasst. BARTHOLOMÄUS FUJAK beschreibt das von musikalischen und Theaterprojekten bereicherte Dasein der Polen in den DP-Lagern. Zur gleichen Zeit war für die große Zahl der Jüngeren in Schule, Ausbildung und Beruf der „Blick nach vorn gerichtet“, wie DAVID SKRABANIA deutlich macht. Einen kundigen Gesamtüberblick über die Lage der polnischen *displaced persons* in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands und der frühen Bundesrepublik bietet sodann KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ; demzufolge waren die im Nationalsozialismus Unterdrückten nun zwar „befreit, aber nicht in Freiheit“. Dieser in der Mitte des Katalogs platzierte Beitrag ist als Einführung zu empfehlen und sollte daher zu Beginn gelesen werden.

Eine Fülle von Informationen ist darüber hinaus den sich anschließenden kurzen Erläuterungen über

ausgewählte Exponate zu entnehmen, die JACEK BARSKI, AXEL FEUSS, BARTHOLOMÄUS FUJAK, WACŁAW LEWANDOWSKI, DIETMAR OSSES und DAVID SKRABANIA verfasst haben. Hier ist etwa zu erfahren, dass Briten und Amerikaner mehrere zehntausend Polen nach Kriegsende zu Wachsoldaten machten (S. 130–131). Die polnische Pfadfinderbewegung hatte eine eigene, in Celle herausgegebene Zeitschrift, die Ende 1945 ihre Titelseite mit einem neuen, vom Heimweh nach Warschau geprägten Gedicht des populären linken Schriftstellers Władysław Broniewski (1897–1962) aufmachte, der nach jahrelanger kriegsbedingter Odyssee in die Heimat zurückgekehrt war (S. 140–141). Eines der ersten im nachnationalsozialistischen Deutschland veröffentlichten Zeugnisse über den Judenmord wurde am 10. August 1945 unter dem Titel *Ofiary niekczemności* [Opfer der Niedertracht] von Moses Chersztajn abgeschlossen, einem Wilnaer Juden, der sich nach seiner Flucht aus dem Getto als Karäer namens Mieczysław Chersztajński ausgab. Damit entging er der Judenverfolgung, aber 1942 deportierten ihn die Deutschen zur Zwangsarbeit nach Mannheim. Seine Informationen, unter anderem über die „Liquidationsorte der jüdischen Bevölkerung in Polen“ Belzec und Treblinka, sammelte Chersztajn im Frühjahr 1945 unter den Verschleppten im DP-Lager Mosbach. Moses Moskowitz, der Chef der Abteilung für Historische und Politische Information bei der Militär-Regierung Württemberg-Baden, sorgte dafür, dass die mit Fotos versehene Darstellung, aus dem

Polnischen übersetzt, 1946 in Stuttgart als *Geopfertes Volk. Der Untergang des polnischen Judentums* erscheinen konnte (S. 152–153). Eine andere Broschüre der unmittelbaren Nachkriegsjahre steht für die Angst der Westdeutschen vor Übergriffen und vor der Rache der Anfang 1945 befreiten polnischen (und sowjetischen) Fremdarbeiter und Häftlinge. Sie schlug sich in dem 1949 von Philipp Schaefer publizierten Heimatgeschichtsbuch *Halterner Schreckenstage* nieder, wo von „plündernden Horden“ und „betrunkenen polnischen Mordgesellen“ die Rede ist (S. 198–199). Stimmungen und Befürchtungen dieser Art waren auch anderswo im Westen Deutschlands verbreitet, wo sich DP-Lager in der Nachbarschaft befanden.

Als Beispiel einer gelungenen Zusammenarbeit verschiedener Stellen mit Leihgebern im In- und Ausland wurde die Ausstellung von Zeitzeugen mitgestaltet, die den Kuratoren von Erlebnissen berichteten und Ausstellungsstücke selbst zur Verfügung stellten. Mitgewirkt hat auch die *Porta Polonica*, eine beim Bochumer Industriemuseum angesiedelte und vom Bund finanzierte Dokumentationsstelle zur Geschichte und Kultur der Polen in Deutschland. Hervorragend bebildert, mit wissenschaftlichen Beiträgen, Erinnerungen von Zeitzeugen und anschaulichen Geschichten zu wichtigen Erinnerungstücken versehen, gibt das im Rahmen der Ausstellung entstandene Buch aufschlussreiche Einblicke in Alltag, Kunst und Kultur der polnischen DPs im Nachkriegsdeutschland.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven. Hrsg. von Melanie Arndt. Berlin: Links, 2016. 315 S., Abb. = Kommunismus und Gesellschaft. Reihe des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, 1. ISBN: 978-3-86153-890-5.

Inhaltsverzeichnis:

<https://opacplus.bsb-muenchen.de/search?isbn=9783861538905&db=100>

Nach der Atomkatastrophe von Fukushima vor einigen Jahren war in Deutschland der Atomausstieg innerhalb von wenigen Wochen beschlossene Sache und parteiübergreifender Konsens, während sich in der Energiepolitik Belgiens und Frankreichs seitdem so gut wie nichts geändert hat. Ähnliches passierte bekanntlich vor dreißig Jahren nach dem Supergau im ukrainisch-sowjetischen Tschernobyl. Wie stark jedes Land in Europa 1986 betroffen war, hing nicht

nur von der geographischen Distanz zur heutigen Geisterstadt Prypjat' und von der weit schwieriger zu berechnenden Verteilung des radioaktiv verseuchten Niederschlags ab. Auch diese Realität war nur teils mit einem Geigerzähler messbar und zu einem beträchtlichen Teil sozial, medial oder politisch „konstruiert“. Die Tagung *Tschernobyl – Wendepunkt oder Katalysator?* der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin hat dies den Zuhörern zuletzt nochmals eindrücklich vor Augen geführt.

Genau zum dreißigsten Jahrestag des größer-als-anzunehmenden Atomunfalls hat Melanie Arndt, die unangefochtene Autorität in Deutschland zu diesem Thema, einen Band über nationale Perspektiven auf und Debatten nach Tschernobyl vorgelegt. Diese Punktlandung war aber eigentlich reiner Zufall, da das Buch aus einer Tagung am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam im Jahre 2011 entstanden ist. Diese Tagung war auf den zwanzigsten Jahrestag ausgerichtet und fand gewiss unter dem

Eindruck der Reaktorkatastrophe in Japan kurz davor statt. Von den zwölf Beiträgen befassen die meisten sich erwartungsgemäß mit den am meist betroffenen Sowjetrepubliken und mit Polen, ergänzt um Fallstudien zu Frankreich, der Türkei und Japan. Hinzu kommt eine Einleitung der Herausgeberin zu *Ökologie und Zivilgesellschaft* und eine besondere Gender-Perspektive aus Vilnius.

OLEKSANDR STEGNIJ, Historiker und Soziologe in Kiew, erörtert in einem interessanten, aber sperrig formulierten Beitrag die wechselhafte Entwicklung der ukrainischen Umweltbewegung seit 1986 sowie ihre historischen Ursprünge. Auch hier ist die Grundidee, dass die Enormität des Super-GAU zu einer sagenhaften Stärkung der Zivilgesellschaft und zu einem Demokratisierungsschub hätte führen sollen. Für Stegnij gibt es verschiedene ernüchternde Erklärungen dafür, dass diese wünschenswerten Entwicklungen lange ausblieben. Nicht nur der sowjetische Einparteiensstaat gehört dazu, sondern auch das ungerechtfertigt große Vertrauen der sozialistischen Bürger in die Handlungsfähigkeit des Staatsapparates, auch noch nach der Unabhängigkeit der Ukraine 1991. Wie aus vielen Transformationsländern bekannt, verdrängten auch hier alsbald Alltagssorgen die Spätfolgen des AKW-Unfalls. Außerdem, so Stegnij, war die Massenmobilisierung der Umweltbewegung für viele Politiker nur ein opportunistischer Zwischenschritt auf der Karriereleiter. Sie zogen weiter, als das öffentliche Interesse für das Thema nachließ, während ein anderer Teil der Umweltbewegung zum traditionellen Naturschutz zurückkehrte. Die Enttäuschung des Autors über diese politische und gesellschaftliche Entwicklung ist gewiss nachvollziehbar. Was jedoch auch hier merkbar mitschwingt, ist die Grundannahme, dass Tschernobyl (genauso wie Fukushima ein Vierteljahrhundert später) in Ost-, aber auch in Westeuropa zu einer demokratischen Protestbewegung und einem umweltpolitischen Umdenken hätte führen müssen. Ähnliche Studien für westliche Staaten heben meistens den beharrlichen Widerstand der Industrie und des Staates als Erklärung für den zähen Kampf der Bürger und ihrer Umweltbewegungen hervor. Für die Ukrainer lautet hier das Fazit, dass die postsowjetische Mentalität der Bürger und der Opportunismus der angeblich Umweltbewegten ebenfalls Demokratisierung und Umdenken verhinderten.

EVGENIJA IVANOVA vom Zentrum für Gender Studies an der Europäischen Humanistischen Universität in Vilnius befasst sich mit Gender-Aspekten von Katastrophen. Auf den ersten Blick unterscheidet radioaktive Strahlung nicht zwischen Männern

und Frauen. Mit Ulrich Beck stellt Ivanova aber fest, dass existierende gesellschaftliche Trennlinien im Ausnahmezustand stärker vortreten und dass die Gender-Trennlinie dazugehört. Außergewöhnliche gesellschaftliche und politische Aktivitäten fanden nach Tschernobyl sehr wohl gegenderte Rechtfertigungen. Aus einer subtilen Analyse von Interviews und offiziellen Bildern schlussfolgert die Autorin, dass das Bild des Helden, in erster Linie das der Liquidatoren, männlich geprägt war. Frauen wurden dagegen in der offiziellen Darstellung eingesetzt, um die Rückkehr zu einer wie auch immer gearteten Normalität zu gestalten. Interviews und Medienanalyse berühren aber nicht nur die üblichen Themen wie Heldentum und Beschwerdebriefe, sondern auch persönliche Konsequenzen der Katastrophe wie Schwangerschaftsabbruch oder Impotenz. Einige weibliche Opfer aus der Region stellten zu ihrem eigenen Erstaunen fest, dass sie der Katastrophe auch etwas Positives abgewinnen konnten. Der Super-GAU hatte ihnen Zugang zu einer politischen Öffentlichkeit verschafft, wenn auch in einer traditionellen Rolle als Frau und Mutter.

Der Beitrag von ASTRID SAHM über Tschernobyl und Fukushima bietet interessante Informationen über die Solidarität, den praktischen Erfahrungsaustausch zwischen Kiew, Minsk und Tokio. Leider wird die ebenfalls relevante Frage eines Vergleichs der politischen und öffentlichen Reaktionen in diesen so unterschiedlichen Systemen und Gesellschaften nur kurz angerissen. Bemerkenswert ähnlich waren das Versagen der Informationspolitik und die generelle Überforderung des Staatsapparates, dies auch im hochmodernen Japan und nicht nur im strukturschwachen Transformationsland Ukraine. Parallelen gab es auch beim kaum begründbaren Vertrauen der Bürger in den Staat und das Expertentum. Ein solcher Vergleich, der – inklusive Three Mile Island – auch in der Einleitung der Herausgeberin angesprochen wird, hätte einige der Schlussfolgerungen über die Ukraine und den Tschernobyl-Unfall relativieren können. War dies „ein genuin sowjetischer Unfall?“ (S. 13) Auch diese Autorin verbindet viel normative Hoffnung mit der Zivilgesellschaft als Träger der Demokratisierung und als Gegengewicht zu Staat und Politik: „Ebenso sind Ansätze zu erkennen, dass die nach Tschernobyl entstandene internationale Solidaritätsbewegung zivilgesellschaftlicher Initiativen sich auch für die Fukushima-Betroffenen engagiert.“ (S. 284)

Insgesamt ist es eine hochinteressante, kohärente Studie, die anerkannte Experten zu dem politisch relevanten Thema „Verhältnis zwischen der Wahrneh-

mung ökologischer Probleme und deren Potenzial zur gesellschaftlichen Mobilisierung in einer postkatastrophalen Situation“ zusammenbringt. (S. 10) Dem aufmerksamen und vielleicht skeptischen Leser drängt sich die Schlussfolgerung auf, dass das Vertrauen der Autoren und der Herausgeberin in das schwer greifbare Konzept „Zivilgesellschaft“ vielleicht größer ist, als ihre eigenen Forschungen belegen können. Dies gilt für eine gewisse Überschätzung des „zunehmenden Verfalls des propagierten Fortschritts- und staatlichen Regulierungsglaubens in der Bevölkerung“ wie auch der „Antriebskraft gesellschaftlichen Engagements und Wandels“. (S. 11) Die programmatische Aussage, dass in diesen komplexen

Handlungsmustern „die idealtypischen Trennlinien zwischen Staat, Wirtschaft und (entstehender bzw. sich wandelnder) Zivilgesellschaft verblassen“ (S. 12), findet nicht in allen Beiträgen Unterstützung. Wie so oft in Fragen der Umweltpolitik und Umweltbewegung können die katastrophalen Konsequenzen des nuklearen Fallouts niemanden kalt lassen. Folglich ist auch diese Studie eine Gratwanderung zwischen distanzierter Analyse und gesellschaftspolitischem Engagement, zwischen historischen Narrativen und Politikempfehlung – und in dieser doppelten Zielsetzung überaus gelungen.

Wim van Meurs, Nijmegen/Kleve

IRINA SCHERBAKOWA / KARL SCHLÖGEL: Der Russland-Reflex. Einsichten in eine Beziehungskrise. Hamburg: ed. Körber, 2015. 142 S. ISBN: 978-3-89684-169-8.

Die Krise in den Beziehungen zwischen Russland und dem Westen ist Anlass für zwei renommierte Russland-Kenner, die Historikerin am Institut „Memorial“ Irina Scherbakowa und den emeritierten Professor für Osteuropäische Geschichte in Frankfurt/Oder Karl Schlögel, in der Form eines Gesprächs die Grundlagen dieser Beziehungen und die Hintergründe ihrer Krise zu reflektieren. Der Titel erinnert an Gerd Koenens *Russland-Komplex* über das Verhältnis der Deutschen zu Russland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Büchlein ist in drei Kapitel gegliedert; Fachbegriffe und wichtige Materien werden in Kastentexten sachkundig kommentiert.

Ausgangspunkt des Essays sind biographische Eindrücke der beiden Autoren: das Kinderspiel „Russen und Deutsche“ in der Nachkriegs-Sowjetunion, die Kriegsversehrten im Straßenbild, der erste Besuch in der DDR, eine Lesung von Evgenij Evtušenko 1963 in München. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg spielte und spielt eine große Rolle. Bemerkenswert ist hier zweierlei: einerseits – trotz aller gegen die Bundesrepublik gerichteten sowjetischen Propaganda – das Fehlen antideutscher Ressentiments in der sowjetischen Gesellschaft; andererseits der – neben dem Judentum – vor allem auf Russland gerichtete Fokus der deutschen Gedenkpraxis; dass Deutschland gegenüber Polen, der Ukraine, Belarus und dem Baltikum eine nicht minder große historische Verantwortung für den NS-Krieg und seine Verbrechen trägt, wird in der Öffentlichkeit wesentlich seltener thematisiert.

Der zweite und der dritte Teil unter dem Titel *Die*

Faszination des Anderen und *Zeitenwende* sind der Lage in Russland, den jüngeren deutsch-russischen Beziehungen und deren aktueller Krise infolge der Aggression Russlands gegen die Ukraine gewidmet. Die Annexion der Krim 2014 wurde von Liberalen in Russland durchaus als eine Zäsur begriffen. Auf der Suche nach dem Wendepunkt auf dem Weg dorthin diskutieren die Autoren mehrere Entwicklungen. Während die Stalin-Nostalgie um sich greift, werden im öffentlichen Diskurs auch Begriffe aus dem Repertoire stalinistischer Hetzkampagnen („Ausländischer Agent“) wiederbelebt bzw. wie im Kalten Krieg willkürlich zur Diskreditierung unliebsamer Kräfte („Faschismus“) verwendet. Gegenüber der offiziellen Realitätsklitterung – Walter Laqueur spricht von „Konfabulation“, Karl Schlögel von „dreisten Lügen“ (S. 107) höchster Politiker –, aber auch gegenüber den von „Trollen“ inszenierten „Shitstorms und Hasskampagnen“ (S. 115) zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung sind laut Irina Scherbakowa nur circa 15 Prozent der russischen Bevölkerung kritisch eingestellt, der Großteil sei „anfällig für die primitivste Hasspropaganda“ (S. 78). Ergebnis dieser Entwicklung sei ein „militanter und aggressiver Charakter des russischen Nationalpatriotismus“ (S. 97), der etwa seinen Ausdruck in den 2015 weit verbreiteten, an den Zweiten Weltkrieg erinnernden Aufklebern „Nach Berlin“ fand (S. 99).

Europa habe gegenüber dieser Radikalisierung und Aggression „total versagt“ (S. 121) – aus Fehlinformation, Bequemlichkeit oder Schwäche. Die arrierten Gesellschaftsschichten in Deutschland charakterisiert Schlögel als „so durch und durch befriedet und zufrieden“, dass sie „von den Vorgängen, die sich in Russland und der Ukraine abgespielt haben und heute stattfinden, kaum eine Ahnung [haben], ja sie sich kaum vorzustellen“ vermögen

(S. 68). Kritik übt der Autor an den sogenannten „Russland-Verstehern“, die nicht verstanden, dass „die Russen“ nicht die einzigen Opfer der national-sozialistischen Verbrechen gewesen sind“ (S. 111). Die Kontroverse sage übrigens weniger über Russland aus als über „unser Verhältnis zu Amerika, über einen tief verwurzelten Antiamerikanismus“ und darüber „ob man die Politik Russlands hinnimmt oder gar verteidigt oder ob man sie zurückweist und ihr Widerstand leistet“ (S. 108). Für Europa stelle die Frage Russlands allerdings inzwischen eine existenzielle Herausforderung dar; die EU werde sich unweigerlich daran messen lassen müssen, ob sie in der

Krise mit Russland ihren Prinzipien wie Frieden, Freiheit, Selbstbestimmung und Menschenrechte treu bleibe oder ob sie an der Herausforderung zerbreche. Während Schlögel vor Etikettierungen wie „Rückfall in den Kalten Krieg“ warnt, äußert Scherbakowa wenig Optimismus für die nähere Zukunft.

Irina Scherbakowa und Karl Schlögel haben einen engagierten Essay vorgelegt, der nicht mit offenen Worten spart. Er versteht sich als Plädoyer dafür, den Dialog zu führen, ohne darauf zu verzichten, „die Dinge beim Namen zu nennen“.

Wolfgang Mueller, Wien

SUHA BOLUKBASI: Azerbaijan. A Political History. London: Tauris Publishers, 2013. XVI, 292 S., 11 Abb., 3 Ktn. ISBN: 978-1-78076-759-8.

Die politische Zeitgeschichte Aserbaidschans wurde in den letzten zweieinhalb Dekaden nach dem Zerfall der Sowjetunion und der partiellen Öffnung durch eine Reihe von westlichen wie auch aserbaidshanischen Historikern erforscht. Während die aserbaidshanische Geschichtsforschung – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – unter ausgeprägtem Nationalismus leidet und sich mit den ideologischen Gegebenheiten des autoritären Regimes im gegenwärtigen Aserbaidschan abzufinden hat, kommen viele außeraserbaidshanischen Forscher aufgrund fehlender Sprachfertigkeiten rasch an ihre Grenzen. Die Arbeiten zum Stalinismus sowie zum Schriftwechsel, die im deutschsprachigen Raum im letzten Jahrzehnt entstanden sind, sind Paradebeispiele für eine asymmetrische, ausschließlich auf russischsprachigen Quellen beruhende zeitgeschichtliche Forschung. Ein anderes Beispiel lieferte die US-amerikanische „Sowjetologie“ seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Tadeusz Swietochowski und Audrey Altstadt, die sich seit den siebziger Jahren mit der spätsowjetischen und der frühsowjetischen Geschichte Aserbaidschans sowie auch mit der Zeit der Perestrojka und sogar der nachsowjetischen Epoche befasst haben, lasen sowohl Aserbaidshanisch als auch Russisch. Die Monographien der beiden Autoren, die vor dreißig Jahren veröffentlicht wurden, sind bis heute unübertroffen.

Suha Bolukbasi ist ein in den USA ausgebildeter türkischer Politologe und Professor der internationalen Beziehungen an der renommierten Middle East Technical University in Ankara. 2013 veröffentlichte er seine Monographie unter dem Titel *Azerbaijan. A*

Political History im Verlag I. B. Tauris. Das Buch besteht aus sieben thematisch und chronologisch gegliederten Kapiteln sowie einer Einführung und einer Zusammenfassung und hat zum Ziel die „politische Geschichte“ der Republik Aserbaidschan nachzuzeichnen. Der Autor, der in den Osteuropa- wie auch in den Nahostwissenschaften ausgebildet wurde, setzte sich zur Aufgabe, die politischen Entwicklungen des zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Zuge der russisch-persischen Kriege von Persien an Russland abgetretenen und von den turksprachigen, mehrheitlich schiitisch geprägten Aserbaidshanern bewohnten Gebiets nachzuzeichnen. Sein Schwerpunkt liegt eindeutig in den achtziger und neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Die kurze, jedoch durchaus wichtige Periode der Aserbaidshanischen Demokratischen Republik (1918–1920) und die Entwicklungen während und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wurden viel zu kurz dargestellt. Den Analysen zur Evolution und Entwicklung des armenisch-aserbaidshanischen Konflikts um die mehrheitlich von ethnischen Armeniern bewohnte aserbaidshanische Enklave Bergkarabach wurde zwar mehr Aufmerksamkeit geschenkt, jedoch scheint der Autor sich vor allem mit den englischsprachigen Publikationen auseinandergesetzt zu haben. Das gesamte Buch gibt zwar die wichtigsten Meilensteine der sowjetischen und postsowjetischen aserbaidshanischen Geschichte wieder, beruht jedoch ebenfalls fast ausschließlich auf der englischsprachigen Fachliteratur aus der Feder US-amerikanischer UdSSR-Forscher wie Tadeusz Swietochowski, Audrey Altstadt, Ronald Gregor Suny u. a. Beinahe gänzlich ausgelassen sind die Memoiren aserbaidshanischer Intellektueller, Volksfrontaktivisten, Nachrichtendienstler und Diplomaten, die gerade in den letzten zehn Jahren zugänglich wurden.

Unzureichend geht Bolukbasi auf die (sowjet-)

aserbaidisch-iranischen Beziehungen, Kontakte und Interaktion ein. Diese waren jedoch sehr prägend für die Herausbildung des aserbaidischen Nationalismus vor allem in nachstalinistischer Zeit. Trotz der genannten Defizite ist das Buch allen zu empfehlen, die sich in kurzer Zeit einen Überblick

über die Meilensteine der politischen Entwicklung im spät- und nachsowjetischen Kaukasus im allgemeinen und in Aserbaidisch im besonderen verschaffen wollen.

Zaur Gasimov, Istanbul